



# Die Eulen=Bücher

Band 3:

»Jans Joachim«

# Die Eulen-Bücher

---

sind eine Sammlung schöner Literatur  
für Bildung und Geschmack

3. Band:  
»Hans Joachim«



---

E u l e n = V e r l a g i n W e r d a u

# »Hans Joachim«

---

ein Roman aus baltischen Gesellschaftskreisen  
von Hedda von Schmid

3. Band  
der »Eulen=Bücher«

4A

~~43657~~

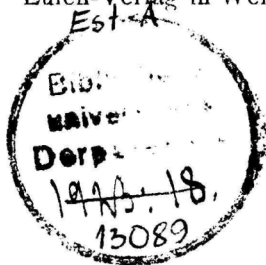


---

Eulen=Verlag in Werdau

Alle Rechte, auch das der  
Uebersetzung vorbehalten.

Copr. 1920 by  
Eulen-Verlag in Werdau



## Erstes Kapitel

Hans Jürgen von Commerd faltete den Brief seines Sohnes bedächtig zusammen und legte ihn neben seine Tasse auf den Frühstückstisch, an welchem er seiner Frau gegenüber saß.

Die Julijonne fiel durch die hohen, fast bis zum Fußboden reichenden Fenster in das große Eßzimmer, von dem aus man auf die breitauslaufende Gartenterrasse gelangte. Die Sonnenstrahlen glitzerten auf dem Silber und Kristall, das dem alltäglichen Frühstückstisch ein festliches Aussehen verlieh, sie woben einen Goldschimmer um das bräunliche Haar Frau Irma von Commerds, die es verstand, jung zu bleiben, obzwar ihre älteste Tochter bereits ihren zehnten Geburtstag gefeiert hatte und nach einem Monat konfirmiert werden sollte.

Hans Jürgen von Commerd war ebenfalls nur wenig gealtert im letzten Jahrzehnt, ein bißchen ergraut, aber das kurzgeschorene, eisensarbene Haar paßte gut zu seinen energischen, aristokratischen Zügen, und seine Reiterfigur war noch ebenso sehnig und kraftvoll wie damals, als er Irma Monfort, die Erbin von Salisfer, zum Altare führte.

Nach vielen Kämpfen mit dem Schicksal und mit sich selber hatte Hans Jürgen endlich das ruhigste Glück im gewissenhaften Bebauen der heimatischen Scholle und in der Liebe seiner Frau gefunden. Er hatte Commerdshoff, den alten Familiensitz der Commerds, zu einer Musterwirtschaft gestaltet. Der ehemalige Rennreiter und passionierte Sportsmann besaß nun, wo er sich nicht mehr aktiv an dem Wettbewerb auf dem grünen Rasen beteiligen konnte, das bestrenommierte Gestüt der baltischen Provinz.

Seiner Frau gehörte das schöne Salisfer, sein Sohn aus seiner ersten Ehe, Hans Joachim, hatte von seinen Großeltern, deren einziges Kind seine Mutter gewesen, das benachbarte Hohenort geerbt. So lag Hans Jürgen die Bewirtschaftung eines ausgedehnten Güterkomplexes ob, und er bewies durch die Tat, daß er durchaus die Persönlichkeit dazu war, dieser seiner Aufgabe gerecht zu werden.

Hans Joachim hatte, als er sein Freiwilligenjahr und sein Offiziersegamen hinter sich sah, es vorgezogen, bis auf

weiteres den bunten Rock nicht auszuziehen. Sein Vater wünschte sehnlichst, daß sein Ältester Hohenort anträte, allein Hans Joachim fühlte sich sehr wohl als Reiteroffizier. Sein Regiment stand an der polnischen Grenze. Hans Joachim hatte wiederholt den Wunsch geäußert, in die Militärakademie einzutreten, um ganz bei der Waffe zu bleiben, allein sein Vater, der diese Absicht nicht ernst nahm, leistete ihr keinen Vorschub, in der Hoffnung, daß es seinen Sohn schließlich doch noch zur ererbten Scholle ziehen würde, in der Bewirtschaftung von Hohenort ebensoviel leistend, wie weiland sein Großvater. Während des letzten Halbjahres waren von Hans Joachim nur spärlich Nachrichten eingelaufen und waren dann nur im Depeschestil, — gleichsam im Genre der gewöhnlichen Soldatenbriefe: „Ich lebe — ich bin gesund und wünsche Euch, Ihr Lieben, das gleiche.“

Hans Jürgen hatte mehreremal ärgerlich gemeint: „Der Junge könnte sich auch ein bißchen weniger kurz fassen,“ worauf seine Frau, die den Stiefsohn sehr liebte, beschwichtigend erwiderte, daß die jungen Leute ja meist nicht viel davon hielten, Briefe zu schreiben, und daß Hans Joachim darin auch keine Ausnahme mache, doch dürfe ihm dies nicht ernstlich zum Vorwurf dienen.

Nun waren heute zwei Briefe von Hans Joachim eingetroffen — einer, an den Vater gerichtet, meldete in kurzen Worten sein baldiges Eintreffen in Lommerdshoff. „Ich habe Urlaub genommen, Papa,“ schrieb Hans Joachim, „die letzten Monate hatten so manches Aufregende für mich — die Veranlassung dazu ersiehst du aus meinem Schreiben an Mama.“

„Natürlich,“ murrte Hans Jürgen, seinen Schnurrbart unwillig streichend, „wenn sich der Junge hinter die Mama steckt, wird er wohl was Nettes losgeschossen haben dort unten in Polen. Ich kann's mir lebhaft vorstellen.“

Herr von Lommerd schaute gespannt zu seiner Frau hinüber, die ihrerseits mit der Lektüre ihres Briefes noch nicht zu Ende schien.

„Soll ich dir vorlesen, was Hans Joachim mir schreibt?“ fragte sie.

Es lag ein verhaltener Ton von Unruhe und Sorge in ihrer Stimme.

„Ja, bitte. Also endlich ist er mitteilbarer geworden, der Hans Joachim. Ich denke mir's, weshalb. Wahrschein-

lich eine große Jugendtorheit, die der Junge dir beichtet. Mit seinen dreiundzwanzig Jahren könnte er vernünftiger sein. Denke nur an die Spielschuld vom Winter!"

"Ja, aber seitdem hat Hans Joachim keine Karte ange-  
rührt. Er wollte dir sein Wort geben, es nie wieder zu tun."

"Solch ein Wort zu akzeptieren wäre ein Unrecht von mir gewesen. In einer schwachen Stunde, wenn der Cham-  
pagnerteufel das bessere, das vernünftige Ich umnebelt — wird solch ein Versprechen leicht vergessen — und dann — die Folge davon ist ein Unglück, das weißt du ebenso gut wie ich, Irma."

"Hans Jürgen, Lieber, du warst doch auch einmal jung."

"Und wie! Und daß aus mir noch etwas Rechtes ge-  
worden, trotzdem, das danke ich dir, Irma." In Hans Jürgens Blick, mit dem er seine Frau anschaute, leuchtete ein Strahl warmer Zärtlichkeit.

"Selbstredend hat mein Sohn viel von mir in seinem  
Blut," fuhr Hans Jürgen fort, "was also schreibt er dir?"

Frau Irma ergriff den gelblichen Bogen mit dem ele-  
gantem Monogramm in der Ecke links und begann zu lesen.

Hans Joachim war kein Held im Brieffschreiben, die  
Sätze hatten meist eine etwas ungeschickte Fassung, womit jedoch die angenehme Klarheit und Knappheit, welche in ihnen lag, versöhnte.

Als Frau Irma den Brief aus der Hand legte und  
ihren Gatten erwartungsvoll anblickte, fand dieser, seiner sonstigen raschen, determinierten Art und Weise entgegen, nicht gleich das richtige Wort.

"Ich fürchte," begann Frau Irma —

"Daß sich Hans Joachim aus überzartem Gewissen und  
in zu hoch geschraubter Ritterlichkeit in eine Sache verwickelt, welche allerhand Nachspiele haben dürfte," fiel der Gatte ihr in die Rede.

"Ein Nein auf seine Bitte zu erwidern, ist jedoch unse-  
rseits unmöglich," sagte Frau Irma voll Überzeugung. "Hans Joachim schreibt, daß er Frau von Landrns Bedenken, ihr verständliches Zögern, Fremden sozusagen ins Haus zu fallen, dadurch entwaffnet, daß er die baltische Gastfreundschaft ihr als eine mustergültige geschildert hat."

"Das heißt mit andern Worten: Hans Joachim hat die  
Sache mit höchsteigener Machtvollkommenheit bereits zum Abschluß gebracht, und uns, seinen Eltern, bleibt nun nichts

mehr übrig, als Ja und Amen zu sagen," stellte Hans Jürgen in trockenem Ton die Situation zurecht. „Hans Joachim bittet dich, an die junge Witwe seines Kameraden ein paar freundliche Zeilen zu richten — nun, deinem stets wachen Mitleid ist hier ein weiter Spielraum geboten. Was mich anbetrifft, so verhalte ich mich gewöhnlich etwas skeptisch in bezug auf junge untröstliche Witwen.“

„Die Ärmste mag tief niedergedrückt und verzweifelt sein und des Trostes bedürfen," erwiderte Frau Irma. „Ich mag eine Trauernde, die Hans Joachim an mein Herz zu nehmen mich bittet, nicht ungelesen verurteilen.“

„Das mit „dem ans Herz nehmen“, darin geht der Junge zu weit. Er kennt seine stets hilfsbereite Mama, die weich wird, sobald man an ihr Herz appelliert, zu gut, um nicht zu wissen, daß er damit gewonnenes Spiel hat. Ich gestehe, daß mir der Gedanke, eine vollkommene Fremde in unsern engen Familienkreis aufzunehmen, nicht sympathisch ist. Allein, du hast recht, wir müssen Hans Joachims Wunsch unbedingt erfüllen, seine Ablehnung unter irgendeinem beliebigen Vorwand hieße unserer traditionellen Gastfreundschaft einen Schlag versetzen. Es bleibt dir nichts weiter übrig, als Frau von Landry nach Commerdshoff einzuladen. Mein persönlicher Standpunkt ist in dieser Angelegenheit hinfällig geworden, das werde ich meinem Herrn Sohn gelegentlich unter vier Augen klar machen.“

Frau Irma lachte leise. Über den Tisch hinüber bot sie ihrem Gatten die Rechte, welche dieser ergriff und mit festem Druck umschloß.

„Wenn dein Junge erst da ist, lieber Mann, dann vergißt du deinen persönlichen Standpunkt in bezug auf Frau Landrys Besuch bei uns ganz und gar, dann freust du dich an deinem Sohn und bist stolz auf ihn, wozu du auch allen Grund hast, denn er gleicht in allem seinem Vater . . .“

„Und findet wie dieser, daß Mama Irma die beste, liebste und schönste aller Frauen unter der Sonne ist. Und die Mama verzieht den großen Jungen. Was, habe ich recht?“

Frau von Commerd wurde der Antwort überhoben, denn über die Terrasse, vom Garten aus stürmte es einher, laut lärmend, lachend in hellen, hohen Tönen, einander ablaufend in überstürzter Rede.

„Die Rotte Korah," sagte Hans Jürgen, und seine Augen leuchteten vor Vaterstolz.

„Nun, Ihr Rangen, was hat es denn wieder gegeben? Nichts Besonderes? Ja, das kennt man, Ihr pflegt ja auch über jede Bagatelle ein Hallo anzustimmen. Daß Ihr Euch wieder einmal um eine Viertelstunde zum Frühstück verspätet habt, daran denkt Ihr natürlich nicht. Mama ist viel zu nachsichtig gegen Euch, und da Mademoiselle ihre Serien in Genf genießt, so macht Ihr Euch Eure Freiheit stark zu Nutzen.“

„Verzeih — bitte,“ sagte Margarete, die, schlank und graziös, in ihrem Äußeren ihrer Mutter gleich, und schmiegte sich an die Schulter ihres Vaters, dessen Liebling sie war.

„Die Jungen und die Kleine holten mich aus dem Pastorat ab, und da verträdelten wir die Zeit auf dem Heuschlag; schade, die Blumen und das reizende Zittergras sind nun sämtlich gemäht, aber das frische Heu duftet köstlich.“

Die kleine Ursula war zu ihrer Mutter geeilt und ließ sich von dieser das blonde Haar aus der erhitzten Stirn streifen.

„Pastors Lenchen hat zwei neue Zähne bekommen und wir bekamen Schokoladenplättchen, als wir auf der Veranda saßen und auf Margarete warteten,“ referierte die Kleine.

„Ja,“ fiel Benno ein, „und Lenchen hat Fieber gehabt und arge Schmerzen, bevor die Zähne da waren. Warum bringt der Storch die kleinen Kinder nicht lieber gleich mit fertigen Zähnen, sag, warum, Mama? Dianas Jungen sind auch noch klein und haben schon lauter spitze Mausezähne.“

Die Eltern lachten. — Der zehnjährige Benno ließ sich durch die belehrende Antwort, welche sein Vater ihm erteilte, nicht gleich aus dem Felde schlagen. Er hatte seine eigene Logik.

„Der Mensch ist das vollkommenste Wesen der Schöpfung und hat seinen besondern Entwicklungsgang, sagst du, Papa, aber siehst du, das ist kein großer Vorzug, denn Lenchen kann mit ihren drei Zähnen nur Brei essen und in Milch geweichten Zwieback und Dianas Kinder knabbern ganz vergnügt Knochen,“ meinte der altkluge Junge nachdenklich.

„Ja,“ erwiderte Herr von Commerd lächelnd, „diese Leistung bleibt dann aber auch ziemlich die einzige Fähigkeit von Dianas Sprößlingen, außer der Gabe, Hasen und Füchse zu jagen. Wenn du älter geworden bist, Benno, dann wirst du begreifen, daß nicht diejenigen zu den Voll-

kommenen gehören, die den Mund voller Zähne haben, um tüchtig zu beißen, oder auch sonst ihn gern voll nehmen mit vielen Worten."

Kurt, der schweigsamere der Brüder, hatte seine Aufmerksamkeit ausschließlich etlichen belegten Butterbroten gewidmet; nun, nachdem sein erster Hunger gestillt, zog er mit dem Zeigefinger die gestickten Arabesken des Tischläufers nach, während Margarete begann, den Eltern über den Konfirmationsunterricht, den sie bei dem Pastor des Kirchspiels in dem etwa eine Viertelstunde von Commerdshoff gelegenen Pastorat gehabt, zu berichten.

Unter Kurts mechanischer Handbewegung verschob sich der Leinenstreifen und ein geschlossenes Kuvert wurde sichtbar, das vorhin beim Eintreffen von Hans Joachims Episteln übersehen worden und von Hans Jürgen beim Sichten des Posteinlaufs unter den Guipurerand\*) des Tischläufers geschoben worden war.

"Ein Brief für dich, Papa," sagte Kurt, das Kuvert hochhaltend.

Die Kinder flüsterten mit der Mutter, ihr allerhand Dinge, welche ihnen wichtig dünkten, mitteilend, während Hans Jürgen das Schreiben geöffnet und sich in seinen Inhalt vertieft hatte.

Als er seine Lektüre beendet, erhob er sich und bat seine Frau, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Er tat dies mit einer so ernstern Miene, daß Frau Irma sich der Besorgnis, daß dieser nachträglich zum Vorschein gekommene Brief etwas Unangenehmes enthalte, nicht erwehren konnte.

Hans Jürgen nahm in einem der hochlehnten, ledergepolsterten Lehnstühle Platz. Frau Irma setzte sich ihrem Gatten gegenüber und blickte ihn erwartungsvoll an.

"Du entsinnst dich vielleicht noch Franz Lenningens, eines jungen Freundes von mir, Irma."

"Gewiß, du protegiertest ihn, und wie bekannt war, sah er in dir ein Vorbild, dem nachzustreben er sich eifrigst bemühte."

"Ja, er litt mitunter an Geschmacklosigkeit; allein trotzdem hatte ich ihn sehr gern. Er ist ein guter, vornehm denkender Mensch. Nach seiner Heirat blieb er eine Zeitlang im Lande, dann, da er nicht die Mittel besaß, um sich ein

\*) Rechenhäkerei.

Gut zu kaufen, oder eine größere Pacht anzutreten, — bei den kleinen Arrenden\*) kommt man doch niemals auf die Kosten, sondern setzt jährlich noch aus eigener Tasche zu —, so übernahm er in Südrußland, in der Wolgagegend, die Verwaltung eines großen Güterkomplexes. Nach einigen Jahren hatte er dort das Unglück, seine Frau zu verlieren. Er sandte mir damals ihre Todesanzeige, später habe ich nichts Näheres über ihn gehört. Eine alljährlich gewissenhaft abgeschickte Geburtstagspostkarte, die mir im Telegrammstil seine besten Wünsche übermittelte, war der Beleg dafür, daß Lenningen noch lebte. Du weißt, ich bin kein passionierter Brieffschreiber, meine Antworten ließen an Kürze ebenfalls nichts zu wünschen übrig, so wußten wir im Grunde herzlich wenig voneinander. Höre nun, was Lenningen mir heute schreibt:

„Mein lieber Herr von Commerd, daß ich von jeher zu Ihnen aufgeblickt, daß alles, was Sie sagten und taten, kurz, daß Ihr ganzes Wesen mir imponierte, ist Ihnen bekannt. Ich war stolz darauf, Sie meinen Freund nennen zu dürfen. Und auf diesem Vorzug fußt die große Bitte, die ich heute an Sie zu richten wage und die nur dadurch gerechtfertigt werden kann, daß sie aus dem Herzen eines Sterbenden kommt. Seit einer Erkältung, die ich mir im Frühjahr bei einer beschwerlichen Überfahrt über das tauende Eis der Wolga zugezogen, bin ich brustleidend, und da ich vor kurzem eine zweite, sehr böse Lungenentzündung überstanden, habe ich mir von meinem Arzt reinen Wein über meine Gesundheit einschenken lassen. Ich soll nun nach Davos, um dort meine Tage zu verlängern; ich weiß, daß ich hinreise, um in fremder Erde begraben zu werden. Mein einziges Kind begleitet mich. Lieselotte ahnt nicht, wie es um mich steht, sie weiß nicht, daß sie bald ganz verwaist sein wird. Und für jene Zeit erhoffe ich von Ihnen, Herr von Commerd, Hilfe und Beistand. Ich bitte Sie, nach meinem Ableben Lieselottens Vormund zu werden und das elternlose Kind in Ihrem Hause eine Heimat finden zu lassen. Lieselotte zählt erst fünfzehn Jahre und ist ein wenig wild aufgewachsen bei einem allzu nachsichtigen Vater. Ich wollte sie die Zärtlichkeit einer Mutter nicht entbehren lassen und habe daher vielleicht zu wenig Maß gehalten im Erfüllen ihrer kranken

\*) Pachtvertrag mit ausbedungenen Abgaben.

Wünsche. Haben Sie Geduld mit meinem geliebten Wildfang. Ich appelliere in dieser Hinsicht auch vornehmlich an die Güte Ihrer verehrten Frau Gemahlin. Sie werden mir vielleicht die naheliegende Frage stellen, warum ich meine Tochter nicht in die Obhut meiner Blutsverwandten gebe? Meine einzige Schwester, Frau von Enfelt, ist, ich gestehe es offen, eine zu kalt- und engherzige Natur, um für jemanden, der nicht in ihren allernächsten Familienkreis gehört, Teilnahme, geschweige denn Liebe zu empfinden. Sie hat nur Interesse für Ihre eigenen Kinder. Und die Schwester meiner verstorbenen Frau ist, obgleich angehende Großmama, zu oberflächlich, um für ein fremdes Kind echte Zuneigung zu fühlen. Der Ton in diesen meinen beiden Verwandtenhäusern gefällt mir nicht. Lieselotte soll weder durch Engherzigkeit und Egoismus zurückgestoßen werden noch eine weltliche, oberflächliche Erziehung erhalten. Ich bitte für mein armes Kind um eine treue Hand, die es schützt und leitet, und diese Hand ist die Ihre, Hans Jürgen von Commerd. Lassen Sie mich nicht vergebens Ihre mir bekannte Großmutter anrufen. Einliegend ein kurzer Bericht über meine Vermögensverhältnisse. Viel ist es nicht, was ich mir in den letzten Jahren zurücklegen konnte, was Lieselotte von mir erbt, aber doch genügend, um ihren Aufenthalt in Ihrem Hause angemessen zu vergüten und ihr, wenn sie sich dereinst verheiraten sollte, eine standesgemäße Ausstattung zu sichern. Ich drücke voll Vertrauen Ihre Hand in der festen Hoffnung, daß Sie einem müden Manne, der bereits mit dieser Welt abgeschlossen, den Trost, sein geliebtes Kind wohl aufgehoben zu wissen, auf seinen letzten Weg mitgeben werden. In dieser Voraussetzung grüßt Sie und Ihr Haus Ihr allzeit Ihnen ergebener und in aufrichtiger Freundschaft zugetaner

Franz von Lenningen."

"Nun, was sagst du zu diesen Neuigkeiten, Irma?" fragte Hans Jürgen, den Brief zusammenfaltend.

"Ich sage, daß ich deine Entscheidung bereits kenne. Du bist nicht der Mann, an den man eine solche ernste Bitte erfolglos richtet."

"Gewiß, der bin ich auch nicht. Lenningen soll sich nicht in mir getäuscht haben. So schwerwiegend die Verantwortung, die ich mit der Sorge um ein fremdes Kind auf mich nehme, auch ist, so bin ich doch keine Minute über die Rich-

tigkeit meiner Handlungsweise im Zweifel," sagte Hans ernst, „während Hans Joachims Brief die verschiedensten Bedenken, Frau von Landry betreffend, in mir wachgerufen. Ich vermag es nicht, sie zu unterdrücken. So geht denn unser bisheriges Familienleben einer Änderung entgegen.“

„Und hoffentlich ist die Wandlung der Dinge zu unser aller Bestem," jagte Frau Irma, trat zu ihrem Gatten heran und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Er umfaßte die schöne Frau und zog sie fest an sich.

„Zwischen den Zeilen lese ich aus Hans Joachims Brief, daß er eventuell die Absicht hat, den Dienst zu quittieren. Nach jenem bedauerlichen Vorfall ist ihm sein Aufenthalt im Regiment verleidet.“

„So wird dein Wunsch, Hans Joachim Hohenort bewirtschaften zu sehen, sicherlich bald in Erfüllung gehen," meinte Frau Irma.

„Das hoffe ich mit Bestimmtheit. Und dann wäre es das Beste für den Jungen, sich eine Frau zu wählen. Er hat es nicht schwer damit. In unserer Provinz gibt es genug heiratsfähige junge Damen. Die Annoferschen beiden Jüngsten sind auch noch zu haben — der Annofersche hat seine vier Ältesten ja bereits unter der Haube — die, welche nachgeblieben, solien aber die hübschesten und nettesten vom halben Duzend sein, obgleich der Vater das Gegenteil behauptet.“

„Nein, nein, keine Heiratspläne machen, lieber Mann! Aller Menschen Schicksal steht bei Gott — wollen wir uns der sonnigen Gegenwart freuen und getrost und unverzagt in die Zukunft blicken!“

## Zweites Kapitel

Sahl dämmerte der Morgen herauf. Es hatte bis nach Mitternacht heftig geregnet und noch lag ein grauer Dunstschleier über dem Lande. Nebelfetzen umwogten das Unterholz des Laubwaldes, der sich zu beiden Seiten des Schienenstranges dahinzog. Hinter dem Walde erhob sich das kleine weißrussische Städtchen, das eine historische Vergangenheit besaß. Zur Zeit, als das Franzosenheer unter Napoleon I. seinen Untergang in den russischen Schneefeldern gefunden,

hatte das Städtchen den Durchmarsch der französischen Truppen erlebt; ja, in seiner nächsten Umgebung waren Gefechte geliefert worden, davon zeugten etliche Hügel, die, rasenbewachsen, sich über Massengräbern erhoben. Jetzt bestand die Haupteigentümlichkeit des Städtchens darin, daß es von Zeit zu Zeit bis auf den Grund niederbrannte, um sich nach einer unglaublich schnellen Frist phönixgleich wiederum aus der Asche zu erheben.

Am äußersten Ende der letzten Häuserreihe befand sich nach dem Walde zu gelegen, das im stereotypen Stil aus roten Ziegeln errichtete Bahnhofsgebäude. Die Züge pflegten hier nur wenige Minuten Halt zu machen. Der nach D. gehende Zug war in einer halben Stunde fällig.

Mit verschlafener Miene nahm der Kassierer seinen Platz am Billettschalter ein. Der Stationschef in seiner hochroten Mütze betrat fröstelnd, beide Hände in den Taschen seines Paletots versenkt, den Wartesaal, in dem ein paar russische Bauern in ihren groben Leinentitteln auf einer der hellbraunpolierten Bänke herumbummelten, und ließ sich von der Büfettmamsell, die ebenfalls fröstelnd, in ein großes Umschlagetuch gehüllt, hinter dem blanken Samowar saß, ein Glas Tee geben. Der große, fast leere Raum machte im grauweißlichen Morgenlicht einen besonders ungemütlichen Eindruck. Allmählich wurde es auf dem Hof des Stationsgebäudes lebendig. Rege war der Verkehr auf dieser Station nicht, jedoch einige Fuhrwerke brachten Reisende herbei. Nun kam mehr Bewegung in die Gruppe der wenigen Bahnbediensteten auf dem Hof. Eine herrschaftliche Equipage, ein flotter Viererzug kam in schnellem Tempo daher. Auf dem Boß des geschlossenen Landauers saß neben dem Kutscher eine Kammerzofe.

Dienstbeflissene Hände öffneten den Schlag des Wagens. Ein schlanker, jugendlicher Offizier entstieg demselben und wandte sich eifrig um, einer dichtverschleierten Dame in langem sackartigen Mantel aus schwarzem Tuch beim Verlassen des Wagens behilflich zu sein. Die Dame war in Trauer. Das tiefe Schwarz bildete einen kleidsamen Kontrast zu dem aschblonden Haar, das unter dem weichen Reisehut in reicher Fülle sichtbar wurde.

Der Zug war von der letzten Station, die er passiert, bereits signalisiert und mußte in kürzester Zeit einlaufen. Der Offiziersbursche, der auf einem Gepäckwagen kurz vor

dem Landauer eingetroffen, machte sich mit zwei riesigen Koffern zu schaffen, und die Kammerzofe belud sich mit einigen eleganten Reiseutensilien. Sie sah verschlafen und gelangweilt aus, eine fade, strohblonde Person mit hervorstehenden Backenknochen und kleinen Kalmückenaugen, die ihr ein wenig schief im Kopfe saßen. Ein Zug von Verschmietheit lag in dem unsympathischen Gesicht.

Die Zofe folgte ihrer Herrin, die rasch den Wartesalon durchschritt und auf den Perron hinaustrat. Die Gruppen der eifrig aufeinander einredenden jüdischen Händler, der Stationschef, dem fast der Schluck heißen Tees im Halse stecken blieb beim Anblick der ungewöhnlichen Schönheit der Dame, die ihren Kreppschleier zurückgeschlagen hatte, so daß das blasse, liebreizende Antlitz vom feuchten, rauhen Morgenwind angehaucht wurde, die indolent dastehenden Bauern in ihren weißen Kitteln und schmutzigen Filzmützen, all das schien die Reisende zu irritieren.

Auf dem Bahnsteig schöpfte sie tief Atem und ungeduldig nach dem Zug auspähend, ging sie raschen Schrittes den Brettersteg entlang und weiter hinaus bis zum Wasserturm, der sich hart neben dem Schienenstrang erhob.

Nun kam der junge Offizier, der inzwischen die Fahrkarten gelöst, auf seine Reisegefährtin zu. Sein Blick umfaßte in unverhohlener Bewunderung, in das sich ein Ausdruck fast zärtlicher Sorge mischte, die ihm auf halbem Wege Entgegenkommende.

„Gnädige Frau, ich fürchte, Sie sind sehr ermüdet, das späte Zubettgehen gestern und der frühe Aufbruch heute haben Sie nervös gemacht. Sie fühlen sich nicht wohl, sind angegriffen — ja?“

„Nur ungeduldig — ich hasse das Warten auf Bahnhöfen. Ah — da ist er endlich!“

Dies galt dem Zuge.

Der Zug hatte nur drei Minuten Aufenthalt an der Station. Ein Hasten der Passagiere, ein hastiges Durcheinander erfolgte, aber der Stationschef trat helfend ein.

Die Kammerzofe und der Bursche wurden neben dem zahlreichen Handgepäck auf minder luxuriöse Plätze dirigiert, dann gaben die Pfeifensignale einander rasch Rede und Antwort — ein Ruck — und der Zug brauste weiter in den fahlen Morgen hinein.

Auf dem dunkelroten Plüsch saß die schöne Frau dem

jungen Offizier gegenüber. Ihre Unterhaltung war anfänglich schleppend.

Plötzlich öffnete die Dame langsam ihre Augen, es war, als ob zwei Sonnen aufstrahlten, so schön waren diese leuchtenden, goldbraunen Augen, die seltsam mit der lässigen Ruhe des Gesichtsausdrucks kontrastierten.

„Herr von Lommerd?“

„Sie befehlen, gnädige Frau?“

„Ich befehle nichts, ich bitte nur. Reichen Sie mir doch die Bonbonniere aus meiner Reisetasche — dort hängt sie — im Bereich Ihres Armes. Emily steckte sie mir als Reiseunterhaltung beim Abschied zu. Die gute Emily — sie weinte bei der Trennung und ich nehme an, daß diesmal ihre Tränen aufrichtig waren. Sie weint sonst viel zu oft bei unnützen Anlässen. Ich hasse Tränen — sie verderben die Augen, und machen häßlich. Ja, sie schien wirklich bekümmert, die arme Emily.“

„Das unterliegt doch keinem Zweifel, daß Frau von Swarsky über Ihre Abreise betrübt ist, gnädige Frau,“ sagte Hans Joachim von Lommerd. „Ihre Anwesenheit in Sadubrovina war ein Lichtpunkt im täglichen Leben Ihrer Frau Kusine. Bedenken Sie doch nur, ohne regen Verkehr mit angenehmer Nachbarschaft zu leben, vergraben in den weißrussischen Wäldern, an der Seite eines Garten, dessen Daseinszweck ist, Briefmarken zu sammeln und Kupons zu schneiden.“

„Sie sind boshaft, Herr von Lommerd.“

„Vergeben Sie mir, wenn ich aufrichtig bin. Ihr Vetter Swarsky gehört nicht zu meinen Freunden.“

„Weil er mir ein bißchen die Kur machte, gestehen Sie es nur — Sie fanden es taktlos — weil ich erst drei Monate Witwe war. Ich gebe Ihnen ja auch vollkommen recht, Sie schwerfälliger Balte, trotz meines polnischen Blutes habe ich auch viel deutsches in mir von meinem Vater her. Ich mußte Ignaz seiner faden Schmeicheleien wegen ein paarmal zu rechtweisen, Sie wissen, ich fand den Aufenthalt in Sadubrovina unsympathisch, ja oft unerträglich. Diese melancholischen Tannen vor den Fenstern des Herrenhauses, diese starre Ruhe, diese tadellose Langeweile, welche in — nun, in Gestalt meiner Kusine im Hause umhergeht. Es war nicht mehr zum Aushalten.“

„Und warum vergräbt sich das Ehepaar überhaupt in

der Einsamkeit seines Erbbesitzes? Kinderlos, von den denkbar günstigsten pekuniären Vorteilen umgeben, könnte es sich in einer belebteren Gegend niederlassen. Ein guter Landwirt oder gar ein passionierter ist Swarsky doch ganz und gar nicht. Ein blasierter Kosmopolit, hängt er nicht einmal an dem von seinen Vätern ererbten Boden.“

„Ja, sehen Sie, Herr von Commerd, wenn Ignaz von seinen Reisen zurückgekehrt ist, dann erfährt ihn ein moralischer Jammer in Gestalt der Sorge, die Furcht vor dem Armutsgespensst. Es hat eben ein jeder seinen Privatspleen.“

„Aber,“ rief Hans Joachim erstaunt und bis zu einem gewissen Grade amüsiert, „die Swarskys sind doch sehr reich.“

„Jawohl, aber das hindert meinen Vetter nicht, zu Zeiten von dem Armutswahnsinn befallen zu werden. Dann spart er ängstlich und vernichtet dadurch jeden etwaigen Gedanken seiner Frau, sich doch auch einmal die Welt draußen anzusehen. Die gute Emily ist eben eine Null. Sie kontrolliert gewissenhaft den Koch und die übrige Dienerschaft, sie findet, daß eine der größten Tugenden einer Hausfrau darin liegt, höchstselbst mit dem Staubtuch bewaffnet im Salon aufzuräumen, sie redet über das Aufziehen von jungen Kalkhühnern, so lange, bis ich gezwungen war, nach meinem Riechsalz zu greifen. Und damit es ihr niemals einfällt, eine Reise zu zweien zu proponieren, macht Ignaz ihr weis, sie hätten es nicht dazu. Ach, ich habe ihn durchschaut. Und er sieht keinen Grund, um seinen Wohnsitz irgend wo anders zu nehmen, er ist bis zu einem hohen Grade Gewohnheitsmensch, und seinem nach dem Reisen meist etwas angegriffenen Magen hilft der Koch Larion, der seit ewigen Zeiten in Sadubrovina das Küchenregiment führt, er kennt die Diät, welche sein Herr braucht.“

Hans Joachim liebte es im Prinzip nicht, wenn Frauen boshafte Bemerkungen machten. Von Eva Landrøys Lippen klangen die scharfen Urteile jedoch ganz anders – ihm dünkte dies jedenfalls so. Sie hatte eine so hübsche, graziöse Art zu plaudern, ihr Mienenspiel war bei einzelnen Bemerkungen so drollig, daß er gefesselt wurde und ihr belustigt zuhörte.

„Emily ist überhaupt keine Frau für einen Mann von Ignaz' Charakter. Sie müßte versuchen, ihm stündlich neue Rätsel aufzugeben. Ach, Herr von Commerd, nun halten Sie mich natürlich für frivol. Solch eine Anschauung ver-

trägt sich nicht mit dem Begriff, den die Deutschen von einem Frauenideal haben.“

„Ich maße mir kein Urteil darüber an, weil ich die Frauen im allgemeinen doch zu wenig kenne. Wer kennt sich überhaupt aus in ihnen. Und daß ich Sie, gnädige Frau, für frivol halten könnte, das verträgt sich ausgezeichnet mit etwas Apartem, nicht Schablonenhaftem, etwas über das Gewöhnliche Hinausragendem im Charakter einer Frau.“

Eva von Landry blickte Hans Joachim schweigend und ein wenig prüfend an, dann lehnte sie sich bequemer in die Polster zurück und dabei glitt die Reisedecke von ihren Knien.

Hans Joachim bückte sich nach derselben und breitete sie sorglich über den Schoß der jungen Frau. Er tat es mit so viel Ehrerbietung, als leistete er einer Königin Ritterdienste.

Wieder war es ein eigentümlicher Blick, mit dem die schöne Frau ihre schimmernden Augen über ihn gleiten ließ.

„Danke, Herr von Commerd, wirklich, Sie sind viel zu gut gegen mich. Sie beschämen mich täglich aufs neue. Nicht genug, daß Sie mir alle geschäftlichen Dinge mit großer Aufopferung abgenommen —“

„Aber gnädige Frau, das war einfach meine Pflicht,“ fiel er ein, „reden Sie, bitte, nicht davon!“

„Still, still,“ schnitt sie ihrerseits ihm das Wort ab, „ich möchte gerade davon reden. Seit dem Tode meines Mannes haben Sie wie ein Bruder für mich gesorgt, Sie waren es, der mir an jenem furchtbaren Tage, an dem man mir Herbert tot ins Haus gebracht, beigestanden. Und als ich Ihnen aus Sadubrovina schrieb, daß ich mich im Hause meiner Verwandten, wo ich mein erstes Witwenjahr verbringen wollte, nicht wohlfühle, daß ich fort wolle, da schlugen Sie mir vor, als Gast Ihrer Eltern nach Estland zu gehen, um in Commerdshoff meine angegriffenen Nerven zu kräftigen. Die freundlichen Zeilen Ihrer Frau Mutter entwassneten meine Bedenken und nun kamen Sie sogar persönlich, um mich abzuholen und mich in Ihre Heimat zu geleiten. Mein lieber, lieber Freund, nachdem Sie so viel für mich getan, wollen Sie nichts von Dank hören?“

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, nochmals einzusehen, daß ich einfach meine Pflicht tue, weiter nichts. Ich war der Kamerad Ihres Gatten. Ihnen irgendwie zu Diensten sein zu können, ist mir eine Ehre, eine Freude. Ich will nur

hoffen, daß es Ihnen in Commerdshoff gefällt und daß Sie sich bald in Estland einleben und wohlfühlen.“

„O, daran zweifle ich nicht. Ich fürchte mich nur ein wenig vor Estland. Jedes Land hat seine speziellen Sitten und Anschauungen und ich in meiner Lebensauffassung, meiner Art, die Menschen zu nehmen und mit ihnen umzugehen, treffe dort vielleicht nicht den richtigen Ton. Und Ihre verehrten Eltern werden dann kein freundliches Urtheil über mich fällen und es bedauern, der Fremden ihr Haus geöffnet zu haben.“

„Gewiß nicht,“ protestierte Hans Joachim lebhaft. „Mein Vater ist ein prächtiger Charakter und meine Mutter die beste und gütigste Frau und Sie werden bald gegenseitig Sympathie zueinander empfinden, davon bin ich fest überzeugt.“

„Und wenn nicht — wenn man die Fremde nicht lieb gewinnt und nichts mehr von ihr wissen mag,“ sprach Eva Landry weiter mit einer müden, monotonen Stimme, „dann schnürt sie ihr Bündel und sucht sich irgendwo in der weiten Welt einen stillen Winkel.“

„Mein sehnlichster Wunsch ginge in Erfüllung, wenn es meinem alten, lieben Elternhause gelänge, Sie auf möglichst dauernde Zeit in Commerdshoff zu fesseln!“

Frau von Landry lächelte. Sie sah bezaubernd aus, wenn die Grübchen in ihren Wangen, die nicht mehr so blaß wie vorhin, sondern von einem zarten Rosa angehaucht waren, sich vertieften.

Sie stand in der Mitte der Zwanzig, machte jedoch den Eindruck einer Achzehnjährigen und hatte trotzdem die Allüren einer kleinen Königin. Allerdings war nichts Gebietendes, nichts Hoheitsvolles in ihrem Wesen, aber doch die selbstverständliche Annahme, daß alles in ihrer Umgebung sich nach ihr zu richten habe.

Hans Joachim konnte seinen Blick nicht von ihr wenden, wie sie so dasaß, halb liegend, mit der nachlässigen Grazie eines müden Kindes.

Nun schlossen sich die breiten Lider mit den dunklen Wimpern — ein wohliges Dehnen des jungen, schlanken Körpers — Eva Landry schlief, fest, wie spielsatte Kinder dies zu tun pflegen.

Mit leiser Hand zog Hans Joachim den grünseidenen Vorhang vor die Fensterscheibe und saß dann ganz still, den Schummer der Frau bewachend.

## Drittes Kapitel

Unweit der See, am flachen, steinigen Strande lag Palloföll. Das Gut war seit vielen Jahren im Besitz der Familie Ingersheim. Der Vater des jetzigen Besitzers war vor sechs Jahren gestorben: die Mutter lebte bei ihrem einzigen Sohn, der, zu ihrem größten Leidwesen, noch immer nicht daran dachte, eine junge Frau in das Haus zu führen.

„Du hast so viel von schlimmen Schwiegermüttern gehört, daß du es nicht erwarten kannst, die bekannte Ausnahme von der Regel zu bilden,“ hatte Harald Ingersheim einmal neckend zu seiner alten Mutter geäußert, als diese ihm sanfte Vorstellungen darüber gemacht, daß er noch keine Anstalt dazu traf, Palloföll eine junge Herrin zu geben.

Da war Frau von Ingersheim sehr ernst geworden. „Erlebe, lieber Sohn, nicht gehört, Gott verzeih mir das — als deines Vaters Mutter starb, da habe ich ihr keine Träne nachgeweiht. Ich war ja noch jung damals und in der Jugend verzeiht man erlittenes Unrecht schwerer als im Alter.“

Auch heute fing die alte Dame mit dem schneeweißen, noch vollen Haar und mit der gütigen, milden Stimme von ihrem Lieblingsthema an zu reden. „Ich möchte gern einem Enkel die ersten Söckchen und Jäckchen stricken, bis jetzt habe ich nur meine verheirateten Nichten mit Babysachen angesteuert, und, als der Storch in Lommerdshoff einkehrte, dorthin solchen Kleinkram geliefert. Die Lommerdschen Kinder nennen mich allerdings Großmama und ich habe die Rangen auch sehr gern und die Margarete sogar sehr lieb, aber deine Kinder, Harald, die würde ich noch ganz anders in mein Herz schließen. Also heirate bald, mein Sohn; die alte Jugendliebe, die hast du doch schon seit Jahren überwunden, das hast du mir selbst eingestanden.“

„Ja, Mutter, die habe ich überwunden.“

„Du weißt,“ fuhr Frau von Ingersheim fort, „wie viel ich von Irma Lommerd halte — aber daß sie dich damals nicht gewollt, das wurmt mich doch noch manchmal. Wir können jetzt ruhig über die alten Geschichten reden — sie regen uns nicht mehr auf. Irma als Schwiegertochter zu haben, war ein Herzenswunsch von mir, alle Welt fand auch, daß du, Harald, und Irma wie füreinander geschaffen waret.“

„Dann hat „alle Welt“ sich wieder einmal gründlich geirrt,“ erwiderte Harald gelassen. „Es war nur zu natürlich, daß Irma Monfort Hans Jürgen den Vorzug gab. Und die beiden sind das glücklichste Paar im Kirchspiel.“

„Jawohl, und ich gönne es ihnen auch von Herzen. Aber jedesmal, wenn ich die Commerdhoffschen Kinder sehe, muß ich mir sagen: „Das könnten nun ebensogut deine Großkinder sein. Also du mußt schon deshalb heiraten, mein Sohn, damit das häßliche Neidgefühl, welches ich gegen andere Großmütter hege, in mir aufhört. Neid ist etwas so Unvornehmes, du wirst deine alte Mutter doch nicht allzulange der Versuchung aussetzen, immer wieder in diesen Fehler zu verfallen. Also bringe mir eine Schwiegertochter ins Haus, Harald.“

Und als Harald schwieg und dem Rauch seiner Zigarre nachblickte, fuhr seine Mutter fort:

„Ich will deine Frau lieb haben und wenn sie keine eigene Mutter mehr hat, so wird sie in mir eine solche finden, und wir beide, Harald, wir wollen ihr das Leben reich und schön gestalten. Deine Großmutter, mein Junge, hat mir einst viel schwere und bittere Stunden bereitet, und wenn dein Vater, der seine Mutter sehr liebte, ihr aber trotzdem nicht in allen Dingen recht geben konnte, das mir von ihr zugefügte Unrecht nicht durch verdoppelte Liebe gut gemacht hätte, so wäre ich sicherlich nicht so glücklich in meiner Ehe gewesen, wie es der Fall war. Nicht alle Männer aber sind wie dein Vater war. Und ich habe es mir in einer für mich bösen Stunde gelobt, daß ich einst der Frau meines Sohnes im treuesten Sinne des Wortes Mutter sein würde; Gott bewahre mich davor, mich an einem Menschen, der mir von Gottes und Rechts wegen nahe steht, so zu ver-sündigen, wie deine Großmutter das an mir getan hat.“

Die sonst so sanfte Stimme der alten Dame klang erregt bei den letzten Worten. Harald Ingersheim waren diese Aussprüche seiner Mutter nicht neu. Der heiße Wunsch, den Sohn glücklich vermählt zu sehen, kam in den verschiedensten Variationen immer wieder über ihre Lippen. Er ergriff die Hand der alten Dame, die wie das Urbild von Güte und Vornehmheit ausah, und küßte diese liebe, warme Mutterhand zärtlich.

„Warte doch ab, was das Schicksal für mich noch in petto hat, Mutter.“

„Ja, mein Kind, du kannst doch nicht verlangen, daß eine junge Dame zu dir kommt und sagt: „Bitte, Herr von Ingersheim, seien Sie so freundlich, heiraten Sie mich.“ Wenn man aufs Schicksal wartet und selber nicht fördernd und helfend eingreift, so verpaßt man oft die beste Zeit.“

Etwa eine halbe Werst hinter dem Palkoküllschen Gutshofe begann der Strand. Das Ufer dort war flach, das Wasser seicht, eine niedrige grüne Insel, auf der sich ein paar Heuschöber befanden, und eine halboffene Scheune, welche dem winzigen Eiland einen malerischen Anstrich verlieh, ragte in nächster Entfernung vom Strande aus der See empor. Einige Boote lagen zwischen grünen, riesigen Steinen angepflöckt und ein schmaler Badesteg führte zu einer kleinen Badehütte. Hier war das Damenbad. In angemessener Entfernung von demselben befanden sich ein zweiter Steg und eine Badehütte. Dort war das Revier der Herren. Zurzeit badeten da die Sommerdshoffschen Knaben, Kurt und Benno.

„Nachher treffen wir uns bei Großmama,“ hatte Margarete den Brüdern zugerufen, ehe sie sich am Strande getrennt.

Nun schwammen die Jungen noch in der klaren Flut umher, das Endziel ihrer Touren bildete gewöhnlich die Insel mit den Heuschöbern, während Margarete, Ursula und Mademoiselle Dupont, die Französin, deren Sommerferien ihr Ende erreicht, dem Palkoküllschen Gutshofe zuschritten.

Mademoiselle Dupont war klein, brünett, hatte eine etwas plattgedrückte Nase und kein angenehmes Organ. Sie sprach jedoch perfekt französisch, war gutmütig und ziemlich genau in der ihr obliegenden Pflichterfüllung.

Mademoiselle, in einer weiß und lila gestreiften Seidenbluse, hatte ihren feuerroten Sonnenschirm aufgespannt und bewegte denselben, ihn auf der Schulter balancierend, aufgeregt hin und her, während Ursula etwas erzählte, irgendein Sommererlebnis aus Genf, etwas Drolliges, über welches das Kind herzlich lachte.

Margaret ging langsamer, pflückte ein paar Feldfarnen und befestigte das Sträußchen an ihrem Gürtel.

„Ja, alle Menschen sind im Grunde gut,“ wiederholte sie in ihren Gedanken, „man muß versuchen, alle lieb zu haben, besonders aber diejenigen, die in Kummer und Trübsal sind.“

Ich will die arme Frau von Landry, die bald unser Gast sein wird, auch von Herzen lieb haben. Wie schrecklich muß es sein, so allein dazustehen. „Wir wollen alles tun, um Frau von Landry den Aufenthalt in Sommerdshoff angenehm zu gestalten,“ sagt Mama. Wir Kinder sollen ihr dabei helfen.“

Und in Margaret, die mit ihren siebzehn Jahren noch keine Ahnung hatte, was schwerer Kummer für ein Menschenherz bedeutet, quoll heißes Mitleid auf mit der Frau, welche ihr Bruder in sein Elternhaus bringen würde.

„Großmama Ingersheim sagte neulich, daß alle Polinnen kokett seien, aber ich glaube, da irrt sich Großmama ein wenig, sie hat Vorurteile, wie alte Damen sie oft haben — ich fürchte, sie findet Mademoiselle auch kokett, sie sagte es einmal sogar Mama, daß Mademoiselle zu lebhaft, zu gefallsüchtig sei, aber Mama erwiderte, der Kern sei gut und das bleibe ja die Hauptsache.“

Nun schritt Margaret durch den Obstgarten, zupfte im Vorübergehen ein paar überreife Stachelbeeren von einem fast leeren Busch und lächelte froh, als sie bemerkte, daß Onkel Harald ihr in der breiten Allee entgegenkam. Onkel Harald! Seit Margaret denken konnte, war er für sie der Inbegriff alles Guten. Nur ihrem Vater stellte sie ihn ebenbürtig zur Seite. Onkel Haralds Auffassung bildete unwillkürlich die Richtschnur für Margarets Handlungen.

„Guten Morgen, Kind,“ rief er ihr jetzt zu und sie nickte strahlend.

„Guten Morgen, Onkel Harald.“

„War das Bad schön?“

„Herrlich! Weißt du, wenn man durch so ein Untertauchen im Meer alles, was einen quält und bedrückt, fortspülen könnte und die Wellen dann unsere Ängste und unseren Kummer forttragen würden oder alle Qual versänke in den Meeresfand.“

„Kind, was redest du von Kummer, wie kommst du überhaupt auf so schwere Gedanken. Gibt es denn etwas, was du aus deinem kleinen Herzen, in dem doch nur Frohes wohnen sollte, fort wünschst?“

„Ach nein, Onkel Harald, ich dachte nur an die vielen traurigen Menschen auf Erden, an Frau von Landry zum Beispiel. Du mußt auch sehr lieb zu ihr sein, Onkel Harald, willst du?“

Margaret hatte sich an Ingersheims Arm gehängt und sie waren jetzt in Hörweite der Veranda gelangt.

„Gegen wen muß mein Sohn sehr lieb sein?“ fragte Frau Ingersheim, die, trotz ihrer Jahre, ein noch sehr scharfes Gehör hatte.

„Gegen Frau von Landry, Großmama, sie ist traurig.“ Margaret eilte auf die alte Dame zu und begrüßte sie.

„Hübsche junge polnische Witwen sind niemals lange traurig,“ versetzte Frau von Ingersheim trocken. „Doch davon verstehst du nichts, mein Kind.“

„Aber Großmama, Herr von Landry ist kaum vier Monate tot.“

„Das tut nichts zur Sache, wie gesagt, davon verstehst du nichts. Komm her, Margaret, nimm dir ein Stück Apfelsuchen, die Leinhardt hat ~~in~~ heute besonders gut gebacken.“

„Großmama ist doch zuweilen recht eigen in ihren Ansichten,“ dachte Margaret, war aber viel zu wohlgezogen, um weiter zu widersprechen.

Harald lächelte. Er kannte den Gedankengang seiner Mutter genau.

Als nach Verlaufe einer halben Stunde die Sommerdshoffsche Liniendroschke vorfuhr und dann mit ihren jugendlichen Insassen davonrollte, sagte Frau von Ingersheim sehr nachdrücklich: „Ich an Irmas Stelle hätte mir diesen Gast nicht ins Haus geladen. Wer weiß, wie die Landry ist — niemand hier kennt sie.“

„Nur Hans Joachim.“

„Ach, den hat sie natürlich bezaubert und der tut nun alles für sie um ihrer schönen Augen willen, das kennt man, und wenn —“

Den Nachsatz blieb Frau von Ingersheim ihrem Sohne schuldig und beugte sich, nach einer von der Nadel gegliitenen Masche suchend, über ihre Arbeit.

Und Harald dachte lächelnd: „Jetzt bangt der guten Mama um meinen Herzensfrieden. Sie fürchtet, daß Frau von Landry uns gefährlich werden könnte. Diese Voraussetzung steht nun allerdings im Widerspruch zu ihrem Wunsch, mich beweibt zu sehen — ist aber so recht in ihrer Art gedacht und empfunden.“

„Immerhin war Hans Joachim ein Freund des verstorbenen Landry,“ sagte er dann, „daher erklärt sich sein Interesse für die Witwe.“

„Nun, du wirst es erleben,“ beharrte die alte Dame auf ihrer Ansicht. Harald gab es auf, seiner Mutter zu widersprechen; so mild und gütig sie auch war, sie litt an Vorurteilen und diese konnten bei ihr nur durch Tatsachen widerlegt werden.

\* \* \*

Es war ein Tag, an dem es mit geringen Zwischenpausen regnete.

Dabei war die Luft lau und von einem weißlichen Dunst erfüllt. Der Salisfersche Wald, den man sonst von Commerdshoff aus deutlich in seinen massigen Umrissen sah, war heute in eine ungewisse düstere Beleuchtung gehüllt und nur stellenweise dem Auge sichtbar; er schien mit dem grauen Horizont verschmolzen.

An diesem Tage, wo zum Mißvergnügen der Landwirte die Feldarbeiten der Witterung wegen stockten, Hans Jürgen mit einem seiner Wirtschaftsbeamten Verdruß gehabt hatte und zum Überfluß das beste Fohlen des Gestüts an der Druse erkrankt war, vollzog sich Frau von Landrns und Hans Joachims Ankunft in Commerdshoff.

Da Frau Eva die Seereise von Reval bis Hapsal abgelehnt, aus Furcht, sie nicht gut zu vertragen, so war das Commerdshoffsche Viergespann mit dem zweifitzigen Wagen und dann noch Fuhrwerk für Dienerschaft und Gepäck bis zur nächsten Poststation entgegengesandt worden.

Am Spätnachmittag, während eines sehr heftigen Regengusses trafen die Reisenden in Commerdshoff ein. Zwei Tüfel kläfften bis zur Atemlosigkeit, als das Viergespann in den schön gehaltenen Hof einbog und dann vor dem Portal halt machte.

Dort stand Hans Jürgen. Die Freude, seinen Erstgeborenen einmal wieder zu haben, leuchtete ihm aus den Augen und vollendete Ritterlichkeit sprach aus der Art, in der er den fremden Gast begrüßte. So ungern er im Grunde dem Kommen der Fremden entgegengesehen, er war nun ganz Kavaliere, dessen erste Pflicht es war, der jungen Frau den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm wie möglich zu gestalten. Die große Halle mit ihrer bei Regenwetter düsteren Beleuchtung, mit dem riesigen Kamin und den schweren, geschnitzten Schränken aus dem vorigen Jahrhundert hatte für Eva Landrns etwas Bedrückendes. Sie atmete erleichtert auf, als sich, nachdem sie am Arm des

Hausherrn die breite Treppe zum zweiten Stock emporgestiegen, die Tür zu einem lustigen kleinen Vorsaal öffnete. Hier duftete es nach frischen Blumen, hier gab es helle Farben und hier stand Frau Irma und schloß die Fremde ohne weiteres in ihre Arme:

„Seien Sie uns herzlich willkommen!“

Ja, Hans Joachim hatte nicht zu viel gesagt, wenn er von seiner heimatlichen Gastlichkeit und von seiner Mutter geredet, die doch eigentlich seine Stiefmutter war, ihn aber dies nie hatte empfinden lassen. Frau Irma tat es allen an, die in ihren Kreis traten. Eva Landry hatte sich selbst immer als Weltbetrachterin betrachtet, aber in der Umarmung, in welche Hans Joachims Mutter sie geschlossen, verspürte sie nichts von ihrer gesellschaftlichen Kühle und Überlegenheit, sondern sie empfand ein Heimatsgefühl, das sie früher nicht gefannt hatte.

Und dann kamen die Commerdhoffschen Kinder und die Begrüßung wurde allgemein. Eva erschien alles so neu, so fremd! Solch eine Innigkeit unter Geschwistern — das kannte sie gar nicht. Und wie reizend diese Margaret war! Thil und grazios, obgleich sie fast nie das elterliche Gut verlassen und die Welt, die man auf Reisen kennen lernt, noch nicht gesehen hatte.

Eva wußte nicht, daß die Sicherheit, welche das Landleben zu verleihen imstande ist, die Sicherheit der guten häuslichen Erziehung, oft diejenige der großen Welt, die man auf dem glatten Parkett erwirbt, überwiegt.

Ein Ton reinsten Vornehmheit herrschte in Commerdhoff. Ja, hier wehte andere Luft als in Sadubrovina.

Eva Landry stand eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft in der hübschen, großen Logierstube, die sie bewohnen sollte — nebenan in einem kleinen Raume war ihre Zofe placiert — und blickte aus dem geöffneten Fenster, durch das die Regenluft schwül hereinstrich, über den Hof, die Wipfel der Obstbäume des Gemüsegartens, die Dächer der Wirtschaftsgebäude, hinaus in das dunstverschleierte, einförmige Grau der niedrig ziehenden Wolken.

Echt ländliche Stille auch hier, aber doch nicht so atembeklemmend wie bei den Swarskys in Sadubrovina — und horch, jetzt erklang aus einer nahen Schmiede taktmäßiges, helles Hämmern und nun wieherte eine der salben Stuten des eleganten Viererzuges, die der Stallknecht vorüberführte.

Nein, hier in Sommerdshoff war Leben und Evas geheime Angst vor einer Wiederholung von Dornröschens Schloß war grundlos gewesen. Der durch anhaltende Dürre trockene Boden sog die fallenden Regenschauer gierig ein: der Kiesweg, der um den Rasenplatz lief, war nur feucht und wies keine Wasserlachen auf. Diesen Weg beschritten soeben, wie Eva von ihrem Fensterplatz aus wahrnehmen konnte, Hans Jürgen und sein Ältester.

Es fiel auf, wie sehr der Sohn dem Vater ähnelte. Hans Joachim besaß dieselbe hohe Gestalt, den gleichen, ein wenig wiegenden Gang, wie er passionierten Reitern eigen ist. Auch in den Zügen der beiden Sommerds war viel Gleichartiges.

Eva stand so versunken in den Anblick von Vater und Sohn, daß sie emporschrak, als Janinas, ihrer Jose Stimm hinter ihr laut wurde:

„Ich habe den kleinen Koffer ausgepackt. Wünschen gnädige Frau sich umzukleiden?“

„Jawohl, ich komme.“

Allein Eva rührte sich nicht vom Fleck und ertappte sich darauf, daß sie zum ersten Male Hans Joachim in einem andern Lichte erblickte, als bisher.

Sie hatte sich an seine Anwesenheit gewöhnt, seit er ihr nach dem jähen Tode ihres Mannes alle äußeren Sorgen abgenommen, sie hatte sich bisweilen sogar über die Unermüdblichkeit, mit der er sich in ihren Dienst gestellt, gewundert, besonders da sie früher von seinen engen freundschaftlichen Beziehungen zu ihrem Gatten nicht gewußt. Nun ebnete er der jungen Witwe jeden Weg, den sie zu gehen hatte.

Eva war mit neunzehn Jahren Frau von Landry geworden. Ihrer Mutter eifrigstes Bestreben war es gewesen, für ihre schöne, junge Tochter eine vorteilhafte Partie zu finden, und sie war entzückt, als Felix Landry, der für reich galt, um Eva warb. Dem jungen Mädchen fiel es ebenfalls nicht ein, nein zu sagen.

Landry war ein verliebter junger Ehegatte, allerdings nur zuerst; dann gewannen die beiden Hauptpassionen seines Lebens, Pferde und Hasard, wieder die Oberhand und er begann, seine Frau zu vernachlässigen. Eva empfand dies nicht schmerzlich. Sie begriff nicht, daß ihr etwas entzogen wurde, denn ihre Seele hatte ihrem Gatten niemals gehört, ihr tiefstes Herzensempfinden schlummerte noch. Sie langweilte sich außerdem nie. Man machte der reizenden, jungen

Frau in allen Ehren viel den Hof, und sie ließ es sich mit einer Naivetät, welche bei ihr Natur war und sie gut kleidete, gefallen. Man hielt sie für ein bißchen kokett und oberflächlich, aber sie war im Grunde ein Geschöpf, das sich im Leben noch lange nicht zurechtgefunden hatte, das, knapp den Kinderschuhen entwachsen, an die Seite eines Mannes gekommen, der seine Frau wie ein Spielzeug betrachtete, um es dann, sobald es für ihn an Interesse verloren, achtlos beiseite zu schieben.

Eva ahnte nichts von den Vermögensverhältnissen ihres Mannes. Sie hielt sich für eine reiche Frau, die sich keinen Wunsch zu versagen brauchte. Das Toilettengeld, das ihr Gatte ihr gewährte, war reichlich bemessen, die Landröschs Equipage bildete ein Objekt des Neides für manche, die Weine, die Landrösch zu trinken pflegte, waren gut, und wenn er hoch spielte und dabei verlor, so bedauerte ihn niemand deswegen, er durfte sich das schon leisten bei seinen wohlgeordneten Finanzen.

Wenn Eva an ihren verstorbenen Gatten dachte, so geschah dies in einer vollkommen ruhigen Weise. Sie hatte ihn betrauert, nicht wie einen Menschen, den man über alles liebt, den man qualvoll vermißt, sondern wie jemand, neben dem hinzuleben man sich gewöhnt hat. In ihren Erinnerungen an Landrösch hätte Eva gern einen Punkt gestrichen. Es berührte sie unangenehm und trübte das Bild des Toten, wenn sie der Szene gedachte, die sich am Vorabend von Landröschs Tod zwischen ihr und ihm in ihrem Boudoir abgespielt. Er war bereits den ganzen Tag hindurch in einer zerfahrenen, nervösen Stimmung gewesen, nun am Spätnachmittag brach seine schlimme Laune unverhüllt hervor. Sie sah ihn lebhaft vor sich, wie er im Zimmer rastlos auf und abschritt.

„Das sind nun die Folgen meiner Verliebtheit,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor, „eine hübsche Salondcoration habe ich mir erheiratet, weiter nichts. Hätte ich es doch ebenso gemacht, wie Lorenz Fohlow, dessen Weizen jetzt blüht; der war so klug, von seinem reichen Schwiegervater seine Schulden bezahlen zu lassen, wenn er auch seine ungeliebte Frau mit in Kauf nehmen mußte.“

„Pfui!“ rief Eva voll Verachtung — es kam ihr dabei gar nicht in den Sinn, daß sie sich selber ja auch verkauft

hatte, allerdings unbewußt, ganz unter dem Einfluß ihrer Mutter.

Sie war blaß geworden vor Aufregung und zitterte am ganzen Körper. So wie diesmal hatte sie ihren sonst stets korrekten, ein wenig blasierten Gatten nie gesehen.

„Ja, pfui,“ spottete er wütend nach, „ich aber sage dir, daß bezahlte Schulden etwas sehr Schönes sind, meine liebe Ewzi. Du verstehst dich ja nur darauf, dich zu putzen, du denkst nicht weiter als an dein Vergnügen und kümmerst dich nicht darum, woher ich die Mittel zu all dem nehme.“

„Aber Felix,“ rief Eva schmerzlich und brach in Tränen aus, „du wußtest doch, daß ich arm war.“

„Freilich; aber deine schönen Augen hatten mich toll gemacht, nun büße ich dafür.“

Sie schluchzte fassungslos.

Da kam er zur Besinnung, trat an sie heran und strich ihr mit nervöser, hastiger Handbewegung ein paarmal über das blonde wellige Haar.

„Schon gut, Ewzi\*), verzeih mir. So hör doch auf mit dem Weinen. Ich bin nun mal ein bißchen heftig gewesen, habe Arger gehabt im Dienst. Ich bin auch nicht ganz wohl. So weine doch nicht, Euch Frauen bereite ich ein spezielles Vergnügen, jede Bagatelle zu einem fünftägigen Trauerspiel aufzubauschen. Sei vernünftig, Ewzi — es tut mir ja leid, dich verletzt zu haben.“

Aber Eva schluchzte weiter, sie fühlte sich tief getränkt in ihrem Frauenstolz. Wie konnte Felix ihr ihre Mittellosigkeit vorwerfen. Sie war außer sich vor Beschämung und Verzweiflung, schmiegte sich noch tiefer in die Sofaecke und blieb taub für das abgerissene, nervöse Zureden ihres Gatten.

Da hatte Felix Landry mit ungeduldigem Achselzucken das Gemach verlassen.

Eva hatte sich an dem Abend in den Schlaf geweint. Felix war nicht nach Hause gekommen. Als der Morgen da war, da hatte man die junge Frau aus ihrem traumlosen Schlummer, den seelische Erschöpfung zu verleihen pflegt, geweckt, man hatte ihr einen Sterbenden ins Haus getragen — ihren Mann.

„Bei einem Wettritt verunglückt.“

\*) Ewzi - Euchen.

Eva vernahm die Erläuterung des Unglücksfalles wie durch einen Traum, der ihre Sinne gefangen hielt.

Die junge Frau war wie betäubt von dem furchtbaren Geschehnis; es war nicht die formgewandte Welldame, sondern ein tödlich erschrockenes Kind, welches am Lager des Bewußlosen stand, während der Arzt um letzteren bemüht war.

Und durch den schweren Traum, der wie ein Druck auf ihr lastete, drang nur eine Stimme an ihr Ohr. Es war wie Balsam auf eine frische, zuckende Wunde geträufelt. Es war Hans Joachim, der auf die junge Frau in gedämpften Ton einsprach, und sie hörte mit halbem Ohr, sich nur dem wohligen Laut der Stimme hingebend, wie er um Vergebung bat, den Wettritt, den Landröy provoziert und der ihn das Leben kostete, nicht verhindert zu haben.

Eva erhob matt ihre Hand und streckte sie dem jungen Offizier, der blaß und erschüttert vor ihr stand, hin.

„Herr von Lommerd,“ sagte sie leise, „Sie klagen sich ungerechtfertigterweise an, denn Sie hätten das Unglück nicht zu verhindern vermocht. Und ebenso gut hätten Sie mit dem Pferde stürzen können, die Chancen dazu waren die gleichen. Ich habe nichts zu verzeihen.“

Er zog wortlos die fiebernde kleine Hand an seine Lippen, und von Stund an war er es, der Eva Landröy jeden Stein aus dem Wege räumte.

Nach kurzem Todeskampf verschied Landröy, ohne vor seinem Ende zum Bewußtsein gelangt zu sein.

Es gab nun so viel zu ordnen, zu entscheiden und alledem wurde Hans Joachim gerecht.

Als er am Begräbnistage, vom Friedhof zurückgekehrt, sich mit Eva allein befand, da öffnete er bereits seine Lippen zu einem Geständnis. Doch er brachte kein Wort hervor. Er bewunderte Evas Ruhe und Gefaßtheit. Er nahm für Selbstbeherrschung, was im Grunde nur natürlich war; der Verlust, den die junge Frau erlitten, hatte nur ihre Nerven in Mitleidenschaft gezogen, nicht aber sie bis ins tiefste Herz getroffen. Und es war besser, ihr Dinge, von welchen sie, wie er sich überzeugt, keine Ahnung hatte, vorzuenthalten, an dem Geschehenen war nichts mehr zu ändern, die Schuld, welche er, Hans Joachim, sich beimaß, wollte er gut machen, so viel er vermochte.

Eva, wie sie soeben am Fenster stand und Vater und

Sohn nachschaute, gedachte der ritterlichen Teilnahme, welche Hans Joachim ihr erwiesen, und sie begriff plötzlich nicht, wie sie dies als etwas ganz Selbstverständliches hatte hinnehmen können. Hier, in seinem Vaterhause erschien Hans Joachim ihr als ein ganz anderer. Sie hatte sich an ihn gewöhnt, und er war ihr sympathisch. Nun, wo sie gesehen, wie Eltern und Geschwister ihn jubelnd begrüßt, wie viel er den Seinen galt, nun, wo auch andere Anrechte an seine Persönlichkeit hatten, hatte sie das Gefühl, als mache man ihr ein Eigentum streitig, als wäre es ihr nicht möglich, die Aufmerksamkeit, die er für sie hatte, mit jemandem zu teilen, als müsse Hans Joachim einzig und allein für sie da sein.

In ihre träumerischen Gedanken versunken, hatte sie überhört, daß Janina sich bereits wiederholt vergeblich bemerkbar gemacht.

Nun räusperte sich die Jose diskret und fragte: „Befehlen gnädige Frau das englische Tuchkostüm oder die Bluse mit den Kreppstreifen?“

Damit war Eva Landry der Gegenwart wieder nahe gerückt.

## Diertes Kapitel

Hans Jürgen und sein Sohn, den Rasenplatz umkreisend, hatten von Nebensächlichem geredet — vom Stande der Ernte und von den diesjährigen Sohlen — und wenn beides auch durchaus keine Nebensachen waren, wenigstens dem älteren Sommerd nicht als solche galten, so trat es doch augenblicklich in den Hintergrund vor dem, was der Sohn berichten, der Vater hören wollte.

Als sie in die Lindenallee einbogen, und zur Linken und Rechten der regennassen Fahrgleise dahinschritten, hub Hans Jürgen an: „Um es dir offen zu gestehen, mein Junge, gern bin ich deiner Bitte, Frau von Landry unserer Familie zuzugesellen, nicht nachgekommen, ich muß sagen, die Pflichten, welche du dir dieser fremden Frau gegenüber aufladen, gehen zu weit, das heißt seinem Gewissen ein zu großes Recht einräumen. Wie du uns in kurzen Worten mit-

geteilt, verunglückte dein Regimentskamerad Landry bei einem tollen Wettritt, den Ihr beide in Champagnerstimmung in Szene gesetzt hattet. Du wirst mir zugeben, daß ebensogut auch du dein Leben hättest einbüßen können. Du zeihst dich der Schuld, jenem Wettritt, den dein Kamerad provozierte, nicht aus dem Wege gegangen zu sein. Siehst du etwa ein Verbrechen in deiner Handlungsweise? Das frische, wagemutige Reiterblut der Commerds verleugnet sich nicht in dir und wenn Ihr ein Terrain zum Austrag Eurer Wette wähltest, das jedem möglichen Unfall Vorschub leistete, nun, so war das ein Sporn mehr für dich jungen Hitzkopf, deine Sattelfestigkeit zu Ehren zu bringen. Daß du dich der Witwe deines Kameraden angenommen hast, besonders da sie, außer ihrer polnischen Kusine und deren Mann, welche ihr beide nicht sympathisch sind, wie du uns schreibst, keine Verwandte besitzt, die ihr irgendwie nahe stehen oder ihr helfen könnten, das tadle ich nicht, jedoch setze ich an dir aus, lieber Sohn, daß du die Ritterlichkeit auf die Spitze treibst.“

Hans Joachim hatte seinen Vater ruhig ausreden lassen.

„Von deinem Standpunkte aus hast du vollkommen recht, Papa,“ sagte er in etwas gedrücktem Tone, „aber du kennst noch nicht den genauen Zusammenhang der Dinge. Ich konnte und wollte dir den wahren Grund meines Verhaltens Frau von Landry gegenüber nicht brieflich mitteilen. Aug' in Auge sagt sich vieles leichter und macht die Sache verständlicher für den andern.“

„Ich dachte es mir, daß noch weitere Gründe vorhanden. Also, was ist vorgefallen.“

„Selig Landry ist nicht durch einen schlimmen Zufall verunglückt, er hat den Tod gesucht, den er gefunden. Und ich bin Mitschuldiger. Nun hast du des Rätsels Lösung, Papa.“

Hans Jürgen hemmte seinen Schritt und blickte seinen Sohn scharf an. Hans Joachim sah blaß und traurig aus, aber er hielt dem Blick seines Vaters ruhig stand. Dann entnahm er wortlos einen Brief seinem Taschenbuch und reichte ihn Hans Jürgen.

„Bitte lies, Papa, du wirst dann nicht mehr so nachsichtig über mich urteilen.“

Hans Jürgen las den Brief, ohne sich zu übereilen, es war, als wolle er sich Wort für Wort das Abschiedsschreiben Selig Landrys an den jüngeren Kameraden einprägen.

„Du hast gespielt, Hans Joachim.“

Schmerz und Jörn klangen aus der Stimme des älteren Commerd.

„Ich fühle mich auch dir gegenüber schuldig, Papa. Du nahmst das Ehrenwort nicht, das ich dir vor einem halben Jahre bot.“

Hans Jürgen war rasch weitergeschritten; in seinen energischen Zügen suchte und weiterleuchtete es.

„Auch ein Erbteil des Blutes, mein Sohn, aber ein verderbliches,“ sagte er dann. „Und weil ich davon überzeugt war, daß du dich nicht von demselben lösen würdest, ehe dir eine schwere Lehre widerfahren, deshalb wies ich dein Ehrenwort zurück.“

Hans Jürgen war nicht der Mann dazu, die Gewissensbisse, welche sein Sohn empfand, durch Vorwürfe zu vermehren. Seine eigenen Lebenserfahrungen wiesen ihn darauf hin, daß er durch Güte, durch Entgegenkommen und Verständnis mehr bei seinem Sohn ausrichten würde, als durch schroffes Verhalten. Er kannte doch die Commerdsche Art. Härte und Schärfe riefen nur Widerspruch und Trotz hervor, dagegen würde eine gerechte Rüge in ruhigem Tone auf Hans Joachim einen bleibenden Eindruck machen.

„Ich werde fortan niemals eine Hazardkarte anrühren, Papa. Das Ehrenwort, das ich mir selber gegeben habe, gilt in meinen Augen ebenso viel, als hätte ich dasselbe dir verpfändet!“

„Du bist im Verlust, hast Schulden, auf wieviel beläuft sich die Summe?“

„Nein, ich habe keine Spielschulden. Laß mich dir genau erzählen, wie alles kam. Wir, Landry und ich, hatten bei einem Kameraden, dem langen Sohlow, der sich mit dem Gelde seiner Frau arrangiert und auch als junger Ehemann vom Jeu nicht lassen wollte, getrunken und ich ließ mich von Sohlow überreden, mitzuhaltten, und hatte ein unglaubliches Glück. Der am meisten Verlierende war Landry. Ich erinnerte mich nachher, daß er weit aufgeregter war, als sonst – ich hatte mehrere Male Gelegenheit gehabt, ihn beim Spiel zu sehen; bei jeder Karte, die ungünstig für ihn fiel, verdoppelte sich seine Erregung. Als wir Schluß machten, belief sich mein Gewinn auf sechstausend. Mir war die Sache ungemein peinlich und ich behielt mir vor, Landry baldmöglichst Revanche geben zu dürfen.“

„Übermorgen erhalten Sie den Betrag,“ sagte er mir, „augenblicklich bin ich nicht bei Kasse.“ Am folgenden Abend saßen Söhlow, Landry und ich wiederum beisammen, diesmal in meiner Wohnung. Ich, als der glückliche Gewinner, hatte Sekt kommen lassen, bald gerieten wir in eine animierte Stimmung und griffen zu den Karten. Und wiederum schlug sich das Glück auf meine Seite.

„Jetzt aber ist es genug, machen wir ein Ende,“ rief ich, nachdem die Bons, welche Landry mir zuschob, sich zu einem stattlichen Häufchen vermehrt, während Söhlow, der seine Einsätze etwas vorsichtiger machte, nur mäßig im Verlust war.

„Ja,“ sagte Landry und sprang auf, „fort mit den Karten — nun ist es an der Zeit, einen erfrischenden Ritt zu unternehmen. Die Wette gilt einen Korb Sekt — wer von uns bei Mondschein, der jetzt von Wolken halb verdeckt eine unsichere Leuchte, den Weg nach Stanislawka in einer halben Stunde zurücklegt, ist Sieger. Wir reiten durch Busch und Bach — nicht auf der Fahrstraße, sondern dort, wo es Gräben und Zäune gibt.“ Söhlow gähnte zu Landrys Vorschlag und behauptete, müde zu sein, ich aber, in meiner Sektlaune, griff Landrys Idee mit Begeisterung auf.

„Ihr Bursche könnte meinen Achmut herbeiordern,“ sagte Landry, „aber dabei verlieren wir zu viel Zeit — lassen Sie mich Ihren Favorit reiten.“ Ich hatte Favorit, einen mausgrauen, geschmeidig gebauten Hengst, Halbblut, kürzlich gekauft und kannte ihn noch wenig. Der Gaul schien mir ein wenig heimtückisch, und diese Verschlagenheit Favorits, die aus seiner Unbändigkeit lauerte, bewog mich zu dem Entschlusse, den Gaul so bald als möglich wieder loszuschlagen. Favorit machte immer den Eindruck, als warte er darauf, seinen Reiter, sobald er sich die geringste Nachlässigkeit in der Zügelführung zu schulden kommen ließe, aus dem Sattel zu schleudern. Ich hatte dies bereits einmal Landry geäußert und warnte ihn auch jetzt. „Der Gaul wirft Sie ab, Landry.“

„Ach was, mit solchen Bestien wird man fertig,“ war seine Antwort. Hätte ich ihm doch das Pferd verweigert, Papa, aber ich dachte ja auch nicht ernsthaft an etwas Schlimmes. Ich ging selber zum Stall, um das Satteln zu überwachen. Als ich zurückkehrte, lag Söhlow in festem Schlaf auf meinem türkischen Diwan, und bei meinem Eintritt erhob sich Landry von dem Taburett vor meinem

Schreibtisch. Ich bemerkte, daß er etwas Weißes in die Brusttasche seines Rockes schob. Wir reiten ab. Es war ein unsinniges Tempo, das Landry einschlug — zuerst ging es Schulter an Schulter dahin, in nebelhaften Visionen flog alles, was an unserem Wege lag, an uns vorüber, dann kam Landry mir bald um ein paar Pferdelängen voraus. Ich hatte mehr getrunken als er, oder vielleicht verrug er mehr, genug, meine Astra kam nicht dem, was ich von ihr verlangte, nach, obwohl sie sonst an Sägnelligkeit Favorit nichts nachgab. Ich sah meine Chancen, den Wettritt zu gewinnen, immer kleiner werden, bleierne Müdigkeit übermannte mich, denn die Nachtlust ließ mich meinen Champagnerrausch deutlicher empfinden. Wie ein großer gespenstischer Vogel erschien meinem nicht ganz klaren Blick Favorit, wie er alle Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, spielend überwand und in ziemlicher Distanz vor mir dahinstraste. Plötzlich aber sah ich nichts mehr von Ross und Reiter; sie waren wie vom Erdboden verschwunden. Dann sauste etwas an mir vorüber — ein reiterloser Gaul. Das Bewußtsein, daß ein Unglück geschehen, ernüchterte mich wie durch einen Zauberschlag. Wie ich Landry am Fuße eines steil abfallenden, ziemlich hohen Erdwalls bewußtlos liegen fand — er war augenscheinlich gegen den Baumstumpf, neben welchem er lag, geschleudert worden — wie ich in das Städtchen jagte, um Hilfe für den Verunglückten herbeizuschaffen, das erscheint mir heute noch wie ein wirrer Traum. In Landrys Waffenrock fand ich ein geschlossenes Kuvert, an mich adressiert. Du kennst den Brief, Papa, sage mir nun, verstehst, billigst du meine Handlungsweise?"

Hans Jürgen blieb wiederum stehen und legte seine Rechte auf die Schulter seines Sohnes.

„Hans Joachim, liebst du Frau von Landry?"

„Nein.“

Hans Jürgen schwieg einen Moment, dann sagte er: „Es gibt Leute, und die sind sogar bedeutend in der Mehrzahl, welche mit kalter Vernunft ein Zuviel in ihren Handlungen regeln, welche immer dem Grundsatz huldigen, daß ein Zuwenig, soweit es den Vorteil anderer betrifft, praktischer sei. Solche Leute, mein Sohn, würden dich, wüßten sie die volle Wahrheit, mindestens für einen halbwahnsinnigen Idealisten halten; denn weshalb etwas tun, wozu man nicht verpflichtet, genau genommen, nicht einmal moralisch ver-

pflichtet ist. Du kanntest Frau von Landry bis zum Tode ihres Gatten wenig, hast kaum in ihrem Salon verkehrt — man wendet ja auch solchen, an deren Tisch man täglich gegessen, den Rücken, sobald an diesem Tisch nicht mehr die offene Tafel ist, sobald die frohen Gastgeber sich in hilfsbedürftige Menschen verwandeln. Oder die klugen Leute denken und sagen in deinem Fall, lieber Sohn, da ist etwas nicht in Ordnung! Man nimmt sich einer schutzlosen Frau nicht ohne Grund an. Du aber kennst mich hoffentlich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich für superfluge Engherzigkeit nichts übrig habe. Und darauf bin ich stolzer, als auf alle meine Besitztümer und auf den Umstand, daß unser Ahnherr Rassohmes Hans von Sommerd, dessen grauer, verwitterter Grabstein dort drüben auf dem Gottesacker sich gegen die Kirchenmauer lehnt, vermutlich mit dabei gewesen ist, als der estländische Adel seine ersten Burgen baute und seine ersten Lorbeeren im Felde der Ehre pflückte. Denn Kleinlichkeit und Geiz besaßen ein Wappenschild und wäre daselbe auch noch so alt. Beides könnte man mir aber zum Vorwurf machen, wenn meine Antwort auf deine Frage, ob du recht getan? lauten würde: Laß diese Frau ihres Weges gehen! Daß ihr Mann seinen Tod durch eines deiner Pferde gefunden, ist für dich natürlich eine schlimme Erinnerung, aber noch keine zwingende Veranlassung, so für die junge Witwe einzutreten, wie du es tust. Aber wenn ich dir auch wiederhole, daß du allerdings unverantwortlich leichtsinnig beim Hasard gewesen bist, daß jedoch dein empfindliches Gewissen zu weit geht, und wenn ich auch manchen Konflikt aus den gegebenen Verhältnissen für dich, möglicherweise für uns alle, erwachsen sehe, ich kann deine Stellungnahme aus Gründen der Ritterlichkeit, die von jeher in unserem Geschlecht ihr gutes, altes Recht behauptet, nicht mißbilligen. Und da du Frau von Landry unter deinen Schutz genommen hast, so ist es deine Pflicht, sie zu beschützen, solange solches erforderlich ist. Ich finde nun auch, daß es das Beste war, daß du Eva Landry zu uns gebracht hast; hier können die Dinge sich ruhig weiter entwickeln."

"Ich danke dir, Vater."

Noch nie in seinem Leben war Hans Joachim so stolz gewesen auf seinen Vater, wie in diesem Augenblick. Unter ruhigem, sachlichem Gespräch, das ausschließlich Geschäftliches berührte, kehrte Vater und Sohn in den Gutshof zurück.

Auf dem Balkon standen Frau Irma und Eva Landry. „Der Tee wartet,“ rief Irma Mann und Sohn entgegen, „Ihr bleibt lange aus.“

„Habe ich dir den Jungen schon zu lange entzogen?“ antwortete Hans Jürgen scherzend.

Er fühlte sich erleichtert. Er hatte sich manches in Betreff seines Sohnes und der schönen Frau, die nun unter seinem Dach, mithin auch unter seinem Schutz, weilte, anders, schlimmer gedacht.

Als Eva die beiden Commerds den Balkon betreten sah und Hans Joachim sich mit der Frage: „ob sie von der weiten Landfahrt ermüdet sei, und wie ihr sein Elternhaus gefalle?“ an sie wandte, da blickte sie ihn mit ihren schimmernden Augen, in denen plötzlich Tränen glänzten, an, ergriff impulsiv seine Hand und murmelte: „O, — ich danke — ich danke Ihnen.“

Und Hans Joachim hatte das Gefühl, als habe er ein armes irgegangenes Kind nach Hause geleitet.

## Fünftes Kapitel

Fünf Wochen waren seit jenem Tage vergangen, an dem Hans Jürgen Lenningens Brief erhalten mit der Bitte, sich nach dem Tode des Dahinsiechenden Lieselottens anzunehmen, als eine Depesche aus Berlin in Commerdshoff eintraf. Sie enthielt die Nachricht, daß Lenningen auf der Reise nach Davos in Berlin an einem Blutsturz verschieden war.

Hans Jürgens erster Impuls war, sofort nach Berlin zu reisen, denn er vermutete, daß Lieselotte eben mehr denn je der Hilfe bedürfe. Das Kind war allein mit dem Toten in der fremden Stadt.

Jedoch Hans Jürgens Reise ließ sich nicht so leicht bewerkstelligen, da er einen Landesposten bekleidete und im September, der vor der Tür stand, verschiedene Komiteesitzungen und Wahlen stattfinden würden, bei denen er als Mitglied des Ausschusses nicht fehlen durfte. So entspann sich zwischen ihm und Frau von Enfelt, der einzigen Schwester des verstorbenen Lenningen, der im benachbarten Kirchspiel besitzlich war, eine lebhaft, telephonisch geführte Ausein-

andersetzung, welche damit endete, daß Hans Jürgen die Dame, deren Charakter weder zu den leichten noch zu den angenehmen gehörte, durch seine bestimmte Art bewog, nach Berlin zu reisen, um Lieselotten nach Estland abzuholen.

Schmeichelhaft für Frau von Enfelt waren die Ausdrücke gerade nicht, welche Hans Jürgen in einer Aussprache mit seiner Frau gebrauchte, um das Benehmen der Dame in der Frage, die Reise nach Berlin betreffend, zu bezeichnen:

„Ich machte schließlich unverblümt den Vorschlag, ihr die Unkosten der Fahrt aus meiner Tasche zu vergüten,“ erzählte er halb lachend, halb ärgerlich, „gewiß, wäre sie unbemittelt, dann ginge so etwas selbstredend, aber der gute Leo Enfelt hat sein Schäfchen längst im Trocknen — es ist empörend, daß er und seine Frau so tun, als müßten sie nächstens Betteln gehen, das heißt, er ist ja eine Null und tanzt nach der Pfeife seines Hausdrachens. Es ist einfach ein Skandal, daß die Frau mir antwortete, sie habe kein überflüssiges Geld, um Reisen aus dem Stegreif zu unternehmen. Als ob ein ihr Wildfremder gestorben wäre und nicht ihr einziger Bruder. Na schließlich, als ich ihr proponierte, daß ich mit Vergnügen ihr die Reisekosten vergüten würde, schämte sich die Gnädige und meinte schließlich pikiert, „wenn sie reiste, so würde sie diese Extravaganz aus eigenen Mitteln bestreiten.“

Frau von Enfelt ihrerseits irritierte sich nicht wenig über den rücksichtslosen Einfall ihres Bruders, gerade jetzt zu sterben, wo erstens Kürbis eingekocht und unter ihrer speziellen Leitung das Winterobst abgenommen und sorgfältig in Stroh verpackt werden müsse, zweitens eine neue, noch undressierte Stubenmagd engagiert sei, drittens sie sich soeben, nach langem Hin- und Herschwanken und endlosen Konferenzen mit ihrer Schneiderin, eine erdbeerfarbene Delvetoilette für die bevorstehenden Herbstjagden geleistet hatte. Natürlich würde sie nur allein der Sitte genügen, von ihren Töchtern konnte sie es gar nicht verlangen, für einen Onkel, der irgendwo bei den Kirgisen oder Kalmücken gelebt und um den sich die Familie seit Jahren nicht gekümmert hatte, Schwarz und Krepp anzulegen. Es war einfach himmelschreiend — daß gerade jetzt, wo die notwendigen Herbstarbeiten, die Vorbereitungen für den langen Winter in Haus und Hof im Gange, dieser unglaubliche Mensch, der Lomerd, von ihr die Reise nach Berlin verlangte. Wenn Franz

sie, seine einzige Schwester, übergangen und Hans Jürgen mit der Erziehung seines Kindes betraut hatte, nun, dann mochte Herr von Commerd, an dem nun einmal alle Welt einen Narren gefressen zu haben schien, auch selber dafür sorgen, wie er Lieselotte von Berlin aus in sein Haus bekam.

Fremden gegenüber war es Frau von Ensfelt peinlich, daß sie von ihrem Bruder nicht des Vertrauens gewürdigt worden, Sorge für die Erziehung seiner Tochter zu tragen. Im stillen aber war sie dessen froh. Lieselotte hätte ihr doch zweifellos nur Unbequemlichkeiten und Unkosten verursacht. Gut, daß sie von jeglicher Verantwortung für die Waise befreit war.

Sie dachte bei allem, was den Tod ihres Bruders anbetraf, immer nur an sich, an jede Bagatelle, die mit der Reise nach Berlin zusammenhing, die ihre Pläne durchkreuzte, und welche dann in ihrer Imagination lawinenartig anwuchs und sie unsäglich ärgerte. An das arme verlassene Geschöpf, das in der Großstadt ohne Trost, ohne Schutz mit seinem frischen Schmerz um den geliebten Vater weilte, an ihre Nichte Lieselotte, dachte sie nicht oft. Und wenn, so geschah es in gehässiger Weise mit einem ganz ungerechtfertigten Vorurteil.

Schließlich war die mit viel Weitläufigkeit verbundene Abreise Frau von Ensfelts überstanden und Leo, ihr Gatte, atmete erleichtert auf — als wieder wohlthuende Stille im Hause herrschte. Wenn Frau Lucie zu Hause war, so hatte niemand Ruhe, denn sie kannte keinen behaglichen Frieden, ihre Natur dürstete nach ewiger ruheloser Abwechslung, sie fetzte wie ein Wirbelsturm durch die Zimmer, schalt mit den Domestiken, ärgerte sich über ihre Nachbarn und lamentierte über jede an sie herantretende Ausgabe, daß sie unfehlbar demnächst verhungern müßten. Der einzige, vor dem sie verstummte, war Leo der Jüngere, das Nesthäkchen des Hauses, ein nachgeborenes schwächliches Kind, das insbiddessen unverantwortlich verzogen und verhätschelt wurde. Leo war der Abgott seiner Mama und eine Art ägyptischer Landplage für die übrigen Hausgenossen. Frau von Ensfelt fiel die Trennung von ihrem Liebling sehr schwer, und sie beschwor alle Zurückbleibenden, „auf den süßen Jungen acht zu geben“. — —

Eva Landry verstrichen die Herbsttage, die in diesem Jahre selten warm und sonnig waren, wie ein Traum;

sie gingen dahin wie im Fluge. Was Eva früher nie kennen gelernt hatte, das umgab sie jetzt mit seiner beglückenden Macht: der Zauber eines harmonischen Familienlebens. Nun erst erkannte Eva, wieviel sie entbehrt hatte, sie sah, wie das Verhältnis der Commerdshoffschen Familienglieder zueinander war.

Hans Jürgen verkehrte mit Hans Joachim wie mit einem jüngeren Bruder, und doch lag in dem Verhalten des Sohnes dem Vater gegenüber etwas respektvolles Kindliches. Das Band, das die Commerdsche Familie umschlang, war ein inniges, gewoben aus Liebe und gegenseitigem Vertrauen.

Hans Joachim hatte seinen Urlaub verlängert. Seit er wieder daheim war, bei den Seinen, erschien ihm seine Garnison, das kleine polnische Grenzstädtchen, durchaus nicht verlockend.

Er war nach Landrys Tod nervös geworden; nun hatte dieser unglückliche Zustand sich aber gegeben. Er hatte unnützerweise Grillen gefangen, ja, mehr als das, er hatte sich mit Hirngespinnsten gequält. In Commerdshoff geriet er nicht mehr auf solche überflüssige Gedanken, er genügte einer Pflicht, welche er sich selber auferlegt, sein Vater billigte sein Verhalten, die Eindrücke, die ihn und sein Gewissen beunruhigt, fingen an, in immer matter werdenden Farben in seinem Gedächtnis aufzutauhen — er sah, daß Eva Landry sich wohl fühlte in der neuen Umgebung, daß sie nicht litt unter dem Verlust ihres Gatten, und er fühlte sich dadurch von einer seelischen Last befreit. Zuweilen kam ein fast knabenhafter Übermut bei ihm zum Durchbruch, dann tollte er mit den kleinen Brüdern, als ließe er selber noch in Kniehöschen herum.

Eva Landry liebte es, in einem Triumphstuhl hingestreckt, am Rande des Tennisplatzes im Schatten einer breitstämmigen Linde dem Spiel Hans Joachims und seiner Geschwister zuzuschauen. Sie selbst hatte sich auch im Tennis versucht, es jedoch bald wieder aufgegeben. Sie war nicht für körperliche Anstrengung.

Ein Lindenblatt, weiß, halb zusammengerollt, flatterte herab und blieb auf Evas Handrücken liegen.

„Einmal werde ich auch weiß, verschrumpft aussehen, wie dieses Blatt,“ dachte sie und Müdigkeit, Widerwille gegen das Alt- und Verblühtsein überkam sie.

„Vergessen, sterben — ohne das Glück gekannt zu haben.“

Lieber Gott, laß mich nicht aus der Welt gehen, ehe ich erfahren, was echtes Menschenglück ist. Ich brauche die Liebe eines Menschen, dem ich alles bin, der für mich durch Feuer und Wasser geht, an dessen Brust ich mich jederzeit voll Vertrauen flüchten kann, dem ich seine Liebe tausendfach vergelte.“

Der Tennisplatz befand sich in unmittelbarer Nähe der Parkmauer, hinter welcher die Landstraße sich hinstrakte.

Eva schien es, als vernehme sie das Geräusch von eilig daherrollenden Rädern, als schnaubte ein Pferd, in schnellem Trabe die Straße passierend, aber sie war so apathisch in ihrer träumerischen Versunkenheit, daß sie nicht neugierig ihren Kopf nach der Mauer wandte.

Margarete und Mademoiselle waren ganz in ihr Spiel vertieft und achteten vollends nicht darauf, daß ein paar Pferdeköpfe auf der Landstraße sichtbar wurden, und gleich darauf eine offene Kalesche in den Hof einlenkte.

Eva schloß ihre Augen. Plötzlich fühlte sie, daß ihr Herz lauter zu pochen begann. Eine seltsame Unruhe durchzuckte sie. Etwas Beglückendes und zugleich Beängstigendes. Sie öffnete ihre Augen und da — nein, es war kein Traum — am Anfang des Ganges, der von Crataegushecken eingefast zum Tennisplatz führte, schimmerte eine Uniform. Daß Hans Joachim nicht allein war, daß Ingersheim an seiner Seite ging, bemerkte Eva gar nicht, denn sie sah nur ihn, den sie in ihren sehnsüchtigen Gedanken soeben noch in der Ferne gesucht hatte.

Sie versuchte, sich emporzurichten, um Hans Joachim zu begrüßen, allein sie war wie gelähmt, sie vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. Und als er vor ihr stand, da fühlte sie, wie das Blut aus ihrem Antlitz wich, nur eins — Hans Joachim war wieder da! Als sie keine Miene machte, ihm eine Hand entgegenzustrecken, beugte er sich, ihre Rechte ergreifend, über dieselbe, sie mit seinen Lippen berührend.

„Gnädige Frau,“ fragte er halblaut, „seht Ihnen etwas? Sind Sie nicht wohl?“

Da flog ein Lächeln über Evas Gesicht, etwas unendlich Sonniges lag in ihren Augen, als sie flüsterte: „Nein, mir fehlt nichts, ich freue mich bloß, daß Sie wieder da sind — und ich bin so überrascht durch Ihre Ankunft.“

Sie richtete sich bei ihren Worten aus ihrer halb liegenden Stellung empor. Ihre Bewegungen hatten etwas un-

gemein Graziöses. Wie sie vor Hans Joachim stand, freudig erregt, glich sie in ihrer mädchenhaften Schlankheit einer Siebzehnjährigen. Er schaute auf sie hinab und lächelte in einer weichen Art, wie man einem Kinde, das einem umschmeichelt, zulächelt.

„Bist du es wirklich, Hans Joachim, oder ist es dein Geist?“ rief nun Margaret, die, bevor sie Augen für den Bruder hatte, ihren Onkel Harald begrüßte.

„Geister pflegen nicht bei Sonnenschein umherzuwandeln,“ gab Hans Joachim zur Antwort. „Ich fand es schließlich ein bißchen öde in der Stadt, besonders, da ich von Papa so gut wie gar nichts hatte. Eine Sitzung jagte die andere, kaum daß ich Papa zu den Mahlzeiten im Hotel zu sehen bekam. Und dann war er müde und abgesehen von all den unumgänglichen Terminpflichten. Natürlich habe ich bei einer Serie von Tanten und Basen Visite gemacht, habe manche hübsche und manche unschöne Hand geküßt, wurde zu etlichen Dinern geladen, auf denen ich es nicht sonderlich amüßant fand. Dafür hielt ich mich an den Abenden im Theater schadlos. Da Harald“ — die beiden nannten einander, trotz des Altersunterschiedes, sich beim Vornamen — „sich in der angenehmen Lage befand, schon heute nach Hause zurückzukehren, so schloß ich mich ihm an und da bin ich. Ich fürchte nur, daß ich Sie, gnädige Frau, in Ihrer Nachmittags-siesta gestört. Sie sollten aber vorsichtiger sein, ich glaube, daß es für die Gesundheit nicht zuträglich ist, bei dieser Jahreszeit im Freien einzuschlafen. Die warme Luft täuscht, — sie birgt Erkältungen in ihrem Hauch.“

„Ich schlief nicht, ich träumte nur.“

Evas Gesicht war jetzt von einem rosigen Schimmer übergossen.

„Einfach unerlaubt hübsch,“ dachte sogar Harald Ingersheim, von dem sie nun auch endlich Notiz nahm. Er war bisher der Ansicht gewesen, daß es außer Frau Irma überhaupt keine hübschen Frauen auf der Welt gäbe.

Obgleich sie Mutter einer erwachsenen Tochter war und seine einstige heiße Liebe zu ihr sich in eine ruhige, starke Freundschaft verwandelt, für ihn blieb sie noch immer die Irma Monfort, die land- und weltfremd nach Estland gekommen, die später Pflege Tochter der alten Baronin Hohenort (Hans Joachims Großmutter) geworden und die es ihm angetan hatte von dem Augenblick an, da er sie kennen gelernt.

„Onkel Harald?“

„Ja, mein Kind?“

Er schritt zwischen Margaret und Mademoiselle Eva und Hans Joachim, welche sich dem Hause zugewandt, nach.

„Was gibt es, Margaret?“

„Ach nein, nichts.“

Sie hatte eigentlich fragen wollen: „Was hast du mir mitgebracht, Onkel Harald.“ Er pflegte dies jedesmal zu tun, wenn er aus Reval kam; und nach altgewohnter, unbefangener Kinderart hatte Margaret auch heute ihre verzeihliche Neugierde befriedigen wollen.

Aber plötzlich schämte sie sich derselben und schwieg.

Im Eßzimmer war der Nachmittagsteetisch fertig hergerichtet und vor Margarets Platz — sie vertrat heute die fehlende Hausfrau — stand ein runder, flacher Pappturton.

„Damit du nicht vergißt, wie Reval aussieht,“ sagte Harald lächelnd.

Der Karton enthielt einen kunstvoll ausgeführten Marzipankuchen, das Reliefbild Revals, die Partie des hochragenden Dombergs, an den sich die niedriger gelegene Stadt anschließt, darstellend.

Margaret schwärmte sonst für Studeisches Marzipan, ihr Dank für dasselbe fiel auch recht herzlich aus, aber sie wußte nicht, weshalb; sie hätte es lieber gesehen, wenn Harald ihr solch wundervolle Rosen, wie Hans Joachim sie in einem hohen venezianischen Kelchglase neben Eva Landrøys Teetasse gestellt, mitgebracht hätte.

„Ich bin undankbar,“ schalt sie sich selber. „aber ich finde, daß Onkel Harald mich noch immer für das Ledermaul, das ich früher war, hält, für ein rechtes Baby. Er ist auch nicht anders gegen mich geworden, behandelt mich als Kind und vergißt, daß ich schon konfirmiert bin.“

In einer unwillkürlichen Gefränktheit bereitete sie den Tee. Und Harald, als er Margaret auf dem Platz ihrer Mutter sah, als das verjüngte Ebenbild derselben, schien es, als wären die langen Jahre, welche zwischen dem Einst und Jetzt lagen, wie ausgelöscht, als stiege die Vergangenheit empor, aber in anderer Weise, ohne Kämpfe, ohne das stürmische Ringen, das rebellische Herz zur Ruhe zu bringen.

Beim Abschied — Harald hatte seine Pferde nicht ausspannen lassen und brach gleich nach beendigter Teestunde nach Hause auf — küßte er Eva die Hand.

Margaret, die dies sonst selbstverständlich gefunden, empfand seit einiger Zeit ein gewisses Neidgefühl, wenn sie sah, daß Harald dieser konventionellen Höflichkeit andern Damen gegenüber genügte.

„Ich wollte, Onkel Harald küßte mir auch einmal die Hand. Wenn ich verheiratet bin, muß er es natürlich tun,“ tröstete sie sich.

## Sechstes Kapitel

Als Frau Irma bei einbrechender Dunkelheit von ihrem Besuch aus dem Pastorat heimkehrte, war sie freudig überrascht, ihren Stiefsohn vorzufinden. Er mußte ihr von seinem Vater, von Benno und Kurt berichten.

Dann als man abends um die Lampe, welche auf einem runden großen Tisch in Frau Irmas Salon ihr ruhiges Licht ausstrahlte, versammelt war, Mademoiselle Silet machie, Margaret etwas ungeschickt mit einer irischen Spitzenarbeit beschäftigt war, ihre Mutter echt hausfraulich für Hans Joachim Taschentücher säumte und Eva ihre hübschen Hände müßig im Schoß ruhen ließ, mußte Hans Joachim seine Revaleer Erlebnisse schildern. Er verstand es, lebhaft und amüßant zu erzählen. Auch den kleinsten Begebenheiten gewann er, ohne in seinem Bericht weitschweifig zu werden, eine Pointe ab. Allerdings idealisierte er, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein wenig. Das lag nun einmal in seiner Natur, aber auch für seinen Humor hatte er Sinn.

Eva hatte ihn kaum je so liebenswürdig plaudern gehört, wie heute; war es der Aufenthalt in der Stadt, der ihn angeregt, oder — als habe er ihre Gedanken erraten, wandte er sich zu ihr:

„Ich freue mich so riesig, wieder zu Hause zu sein, wieder Landluft einzuatmen, und schwache deshalb das Blaue vom Himmel herunter. Wird es Ihnen nicht am Ende zu viel, gnädige Frau?“

„Ich höre gern zu, Herr von Commerd.“

„Schön. Also weiter im Text. Ich komme mir heute abend vor, wie ein wandelndes Tageblatt. Es ist sonst nicht meine Art, über Menschen zu reden, aber wenn man aus

Reval kommt, geht es schon nicht anders. Reichte unsere Telephonlinie bereits bis zur Stadt, so käme ich natürlich mit all meinen Neuigkeiten viel zu spät. Ein bißchen Telephonklatz liefert auf dem Lande den schönsten Gesprächsstoff, er läßt sich auch so bequem weiter geben. Meine heutigen Erzählungen aus Verwandten- und Bekanntenkreisen, welche mir hauptsächlich Margarets Neugierde entlockt, dürften Sie, gnädige Frau, nur langweilen. Ich schäme mich Ihnen gegenüber meines banalen Geschwäzes. Es kann Sie doch unmöglich interessieren, wie die Geburtstagschokolade meiner Großtante Erika Böhling, zu der ich mich als gehorjamer Nefse einfinden mußte, ausgefallen, und daß Neibert Steinerung sich, wie alle Welt behauptet, bei der ältesten Inghoffsschen Komteß einen eklatanten Korb geholt hat.“

„O doch, Herr von Sommerd. Die Menschen in dem Lande, in welches Sie mich gebracht, interessieren mich. Das Land gefällt mir, ich möchte seine Leute mehr kennen lernen.“

„Sie sind zu liebenswürdig. Was z. B. Großtante Erika anbetrifft, so wäre bei näherer Bekanntschaft zwischen Ihnen und ihr das Vergnügen an derselben entschieden nur auf der Seite der alten Dame. Übrigens, nicht alle, denen Estland fremd ist, denken so nachsichtig wie Sie. Mir klingt es noch in den Ohren, was ich heute im Ton der tiefsten Abneigung hervorgestoßen hörte: Dieses schreckliche Estland! Ja, die Szene, welche ich heute morgen auf dem Bahnhof in Reval erlebte, zu erwähnen, hätte ich beinahe vergessen. Wir waren ein bißchen zu früh gekommen, Ingersheim und ich, oder der Zug trödelte mit der Abfahrt, und wir schlenderten eine Weile auf dem Perron rauchend auf und ab, als das erste Glockenzeichen erscholl und eine Dame mit wehendem Trauerjchleier an uns vorbei auf ein Abteil zweiter Klasse stürzte, ein mit Gepäck schwer beladener Diener folgte. Sie hatte das Reisefieber im Superlativ, gegen das die Ruhe eines jungen Mädchens angenehm abstach, das, ebenfalls in Trauer, gemächlich an das Abteilfenster trat, aus dem die Aufgeregte lebhaft gestikuliert. „Das kommt von deinem Eigensinn,“ rief die Mama, „Hunde auf Reisen mitzuschleppen. Und gerade jetzt, wo wir den Zug knapp erwischt, muß das Unglückstier sich auf dem Wege hierher verlaufen. Mein Gott, so steig doch ein, worauf wartest du eigentlich?“ „Auf meinen Hund.“ „Ach, der ist Gott weiß wo, du hast solche entsetzliche Anhängsel. Nun sind sie alle

beide verloren. Es ist wirklich nicht zum Ertragen. Der Zug geht gleich ab.“ „Mag er doch! Ich bleibe hier.“ Die Dame am Abtheilfenster rang ihre Hände. „Da sind sie!“ rief plötzlich das junge Mädchen. „Ich wußte ja, das Badmah ihn finden würde.“

Dann rief sie ein paar Worte in einer Sprache, die ich nicht verstand, einem Wesen, das nichts Europäisches an sich hatte, zu. Die Menschen starrten die schwächliche Gestalt in orientalischer Kleidung neugierig an — ich erblickte noch einen Hund mit einer Löwenmähne, dann aber war es höchste Zeit für uns, einzusteigen. Da ich ja bereits in K. den Zug verließ, so sah ich nichts mehr von den beiden Damen und ihren Begleitern, dem Hunde und dem erotischen Reismarschall, sie hatten ein weiteres Reiseziel als ich. Als ich jedoch in K. angelangt, an der Waggonreihe vorüberschritt, hörte ich aus einem offenen Abtheilfenster die sehr entschieden gesprochenen Worte: „Dies schreckliche Estland.“ Ich möchte darauf wetten, daß sie aus dem Munde der Herrin des Löwenhundes kamen.“

Margaret meinte, daß ihr Bruder zu den Menschen gehörte, die immer etwas erleben. Man erging sich in erfolglosen Mutmaßungen, wer die Reisenden gewesen, dann spielte die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet hinüber. Es war viel von Frau Irmas bevorstehendem Geburtstag und dem mit demselben verknüpften Tanzfest, das Margaret wegen in Commerdhoff stattfinden sollte, die Rede, dann — es war mittlerweile spät geworden — trennte man sich, um schlafen zu gehen.

Als Hans Joachim sich von Eva verabschiedete, behielt er einige Augenblicke länger, als dies nötig gewesen wäre, ihre Hand in der seinen.

„Es kommt mir wie eine Rücksichtslosigkeit Ihnen gegenüber vor, gnädige Frau, daß wir an ein Fest denken, während Sie in Trauer gehen.“

„Aber Herr von Commerd, welche unnützen Gedanken —“ Sie sagte es ganz erstaunt, — in ihren Augen lag ein Ausdruck, der etwas Abweisendes hatte. Dann setzte sie hinzu: „Lassen wir doch die Vergangenheit ruhen!“ —

Hans Joachim wanderte noch eine ganze Weile hindurch in seinem Zimmer auf und ab. Evas Gutenachtworte klingen in ihm nach: „Lassen wir die Vergangenheit ruhen!“

Also grämte sie sich nicht mehr um dieselbe. Hatte sie dies überhaupt je ernstlich getan? fragte er sich.

Als er Eva in Sadubrovina blaß, elend aussehend gefunden und dies dem Schmerz um ihren verlorenen Gatten zugeschrieben, da war es gewiß nur die ihr nicht zusagende Umgebung gewesen, welche sie seelisch deprimiert und körperlich entnervt hatte.

Hier war sie ja aufgeblüht. Nach der kurzen Trennung von ihr schien ihm ihre Schönheit doppelt sieghaft.

Wie unverhohlen sie sich heute über seine unerwartete Ankunft gefreut! Er galt ihr etwas, ja, sie betrachtete ihn in manchen Dingen geradezu wie ihre Vorsehung. Welch ein Rätsel ist doch das Empfinden einer Frau! Hans Joachim war fest davon überzeugt gewesen, daß die Landröschche Ehe zu den glücklichsten gehörte. Nun begann sein Glaube daran zu wanken. Eva schien getröstet, bevor noch die Hälfte des Trauerjahres verstrichen. Sie erwähnte selten ihres Mannes und stets in einer sehr gelassenen Weise. Hans Joachim dünkte es, als wisse sie selber nicht, was sie eigentlich mit sich anfangen sollte. Sie hatte keine Pflichten und auch nicht den Wunsch, sich welche zu schaffen. Sie schien dazu ausersehen, verhätschelt zu werden, nur Wärme und Licht um sich zu haben, fröhlichen Blicken zu begegnen und lustiges Geplauder zu hören. Dann fühlte sie sich wohl. Die von Monotonie durchsättigte Luft von Sadubrovina hatte sie krank gemacht — in Lemmerdshoff fand sie das, was sie brauchte. Aber würde der Eindruck, den sie hier empfunden und der so günstig auf sie gewirkt, auch derselbe bleiben nach seiner, Hans Joachims, Abreise? Es war selbstverständlich, daß er jetzt viel von seiner Zeit Eva widmete.

Auf den gemeinsamen Spaziergängen war er stets an ihrer Seite, ihr manches, was sie über die fremde Gegend wissen wollte, erklärend.

Sie zeigte Interesse für die estländischen Volksagen, die, von Mund zu Mund gegangen, jetzt eine Überlieferung aus einer weit zurückliegenden Zeit bildeten.

Zuweilen tat sie auch recht drollige Fragen, die Landwirtschaft betreffend. Hans Joachim wußte darin gut Bescheid. Er hatte es von jeher in Aussicht genommen, das großelterliche Erbe, Hohenort, anzutreten, aber sich bis jetzt im Dienst so zufrieden gefühlt, daß er keine Anstalten dazu machte, letzteren zu quittieren. Ein Lieblingswunsch seines

Vaters war es, den Sohn selber in alle Zweige der Bewirtschaftung eines großen Grundbesitzes einzuführen. Hans Joachim war gegenwärtig noch pekuniär abhängig von seinem Vater, erst nach einem Jahre fielen ihm alle Einkünfte von Hohenort, sowie die Nutznießung seines mütterlichen Vermögens zu. Es war dies eine Klausel im Testament des alten Barons Hohenort — sein Enkel sollte nicht zu früh große Summen in Händen haben, — er sollte Haushalten lernen mit Geld, um den Wert desselben richtig zu schätzen. Der Wechsel, den Hans Joachim von seinem Vater bezog, war ziemlich hoch, allerdings nicht auf eventuelles Pech im Hazard berechnet, und deshalb hatte er seinem Vater seine Spielschulden beichten müssen. Die Summe war für seine dereinstige Vermögenslage eine Bagatelle, aber daß die Sache zur Sprache kommen mußte, war ihm damals peinlich gewesen. Er wußte, wie die Ansichten seines Vaters über das Spiel lauteten. Und bei all seinen Handlungen dachte Hans Joachim zuerst an seinen Vater, wie derselbe wohl in diesem oder jenem Falle urteilen würde. Hans Joachim war ein vollkommen reiner Mensch geblieben.

So lag in seinem ganzen, doch ein wenig ungewöhnlichen Verhältnis zu Eva kein unlauterer Gedanke; er bedauerte oft, daß sie nicht seine Schwester war, ein Glied des engen Familienkreises, in dem nur Liebe und Vertrauen Stimme hatten, in dem sich die einzelnen mit der fortschreitenden Zeit immer näher trafen.

Ein zärtliches Gefühl stieg in Hans Joachim auf, wie er in dieser späten Nachtstunde seiner Eltern und Geschwister gedachte. Nach ein paar Wochen mußte er abreisen. Wie würden ihm die Lieben hier fehlen! Auch Eva. Er hatte sich an ihr Lächeln gewöhnt, mit dem sie ihn morgens begrüßte, an den Blick, mit welchem sie ihm zuhörte, an ihre ganze zutrauliche Art, jenes seltsame Gemisch von Weltweite und Kind. Aber — was trieb ihn denn fort? Sein eigener freier Wille veranlaßte ihn, Commerdshoff zu verlassen. Er war ja Herr seiner Entschlüsse und konnte sich seine Zukunft nach seinem Wunsch gestalten. Aber das Losreißen von den ihm liebgewordenen Dienstverhältnissen würde sich für ihn doch nicht so ganz ohne inneren Kampf vollziehen. Noch war es jedenfalls viel zu früh, seinem Vater gegenüber in bezug auf seine Pläne ein bindendes Wort zu sprechen.

Wie er handeln mußte, das würde ihn die kommende Zeit lehren.

Hans Joachim strich sich ein paarmal mit der Linken über die Stirn, trat dann ans Fenster und öffnete es.

Ihm war heiß geworden bei all dem Für und Wider, das seinen Sinn durchkreuzte. Es war eine sternelose Nacht, aber die Luft klar und kalt, als ginge der erste Frost über das Land. Hans Joachim tat die kalte Luft wohl, er schaute lange hinaus in das schweigende Land, das seine Heimat war, und brennender denn je stieg die Frage in ihm auf: „Gehen oder bleiben?“

## Siebentes Kapitel

Die ganze Nachbarschaft pflegte sich an Frau Irmas Geburtstag in Lommerdshoff zu versammeln.

In diesem Jahre versprach es besonders festlich zu werden — die Einladungen waren zu einem Tanzfest ergangen.

Margaret wurde im kleinen Kreise der Gesellschaft als „erwachsen“ vorgestellt.

Obgleich Margarets Eltern nicht von dem Grundsatz ausgingen, daß ein Mädchen, sobald es konfirmiert, erwachsen und den Freibrief besitzt, Bälle zu besuchen, sich zu verloben, oder Körbe auszuteilen, je nachdem es gefeiert wird um seiner selbst oder um seiner Mitgift willen, so galt es doch nun einmal für angenommen — und Lommerds wollten sich dem Hergebrachten nicht entziehen — seinen Töchtern nach der Einsegnung Rechte im Mitmachen von geselligen Vergnügen einzuräumen, da sie ja nun, wenigstens äußerlich, die Kinderschuhe ausgestreift. Eine Attraktion für die nach Lommerdshoff Geladenen bildete außerdem Frau von Landry. Diejenigen Herren der Umgegend, die bereits Evas Bekanntschaft gemacht hatten, fanden sie einstimmig reizend — und alle, die ihr noch nicht vorgestellt waren, wünschten, recht bald diesen Vorzug zu genießen.

Die Frauen übten natürlich mehr Kritik. Frauencharaktere sind oft, sobald Mißgunst oder Neid im Spiel, kleinlich; es gab solche, welche Eva um ihre Jugend und

Schönheit heimlich beneideten und öffentlich an ihrer Persönlichkeit vieles auszusetzen fanden.

Frau von Ingersheim hatte sich beruhigt. Ihr Harald, das hatte sie festgestellt, würde sich nicht in Eva verlieben. Es war allerdings betrübend, daß sie wiederum keine Aussicht hatte, in absehbarer Zeit Schwiegermutter zu werden, um der bösen Welt zu beweisen, daß es auch reizende Schwiegermütter gibt. Aber gleichviel, es war doch besser, wenn ihr Sohn unter den Töchtern des Landes seine Wahl trafe.

Frau von Ingersheim sah trotz ihrer Jahre hübsch und stattlich aus, als sie in schwarzer Seide und einem lila Federstuck im weißen Haar an Hans Jürgens Arme die Treppe zu den blumengeschmückten, lichterfüllten Gesellschaftsräumen in Commerdshoff emporstieg.

„Haben Sie Nachrichten von Ihrem Mündel, lieber Hans Jürge?“ Sie nannte ihn nach alter Gewohnheit noch immer kurzweg beim Vornamen. Sie hatte ihn sehr gern, obgleich sie es ihm eigentlich übelgenommen, daß er ihrem Harald bei Irma den Rang abgelaufen hatte.

„Frau von Enselte teilte mir in einem förmlichen Schreiben mit, daß Lieselotte Lenningen sich bei ihr in Lernal befinde, und daß sie, voraussetzend, daß ich nichts dagegen hätte, ihre Nichte noch bis Oktober dort behalten würde. Lieselotte solle ihren nächsten Verwandten nicht entfremdet werden. Das mit den „nächsten Verwandten“ war ein Hieb, der mir galt. Als ob wir nicht mehr oder weniger wüßten, wie es um die verwandtschaftlichen Gefühle Frau von Enseltes bestellt ist.“

„Ja, die gute Lucie — ihr Mann ist ein weitläufiger Vetter von mir, wer aus unseren Kreisen ist in Estland denn nicht miteinander versippt, wir bilden ja sozusagen eine einzige große Familie — liebt es, sich ein Tugendmanteichen umzuhängen,“ meinte Frau von Ingersheim, die sonst recht nachsichtig war in ihrem Urteil über andere.

Sie war stets sehr reserviert Frau von Enselte gegenüber, wenn die beiden Damen einander, was selten vorkam, in Gesellschaft trafen.

„Wir verhandeln miteinander jetzt nur noch schriftlich, Frau von Enselte und ich,“ fuhr Hans Jürge lächelnd fort, „die gnädige Frau behauptet, daß die Telephonunterhaltungen mit meiner Wenigkeit ihr auf die Nerven fielen.“

„Nun, unter uns gesagt, lieber Hans Jürge,“ erwiderte

Frau von Ingersheim, „ich denke, daß Sie unter Umständen mit der Feder auch sehr deutlich werden können — und die Feder ist eine Waffe, vor der man sich hüten sollte. Einige Leute provozieren es ja geradezu, daß man ihnen heimleuchtet, sei's per Telephon oder auf dem Papier. Ja, ja, lieber Hans Jürgen, wenn Sie etwas besorgen, so geschieht es gründlich. Und das Klügste, was Franz Lenningen vor seinem Tode getan, war, daß er sein Kind in Ihre Obhut gegeben und Lieselottens Erziehung nicht seiner Schwester anvertraute. — Ah — da bist du ja, Margaret, weiß wie eine frischgefallene Schneeflocke, das Kleid steht dir reizend, das muß ich sagen. Guten Abend, mein Herzenskind. Die Schmeichelei kannst du dir von der alten Großmama ruhig gefallen lassen. Bitte, lieber Hans Jürgen, ich sehe, daß Heldburgs soeben kommen, die müssen Sie empfangen, ich suche mir Ihre liebe Frau, unser Geburtstagskind. Komm, Margaret, du herziges Schneewittchen.“

„Mama, du machst die Kleine ja ganz eitel,“ jagte Harald scherzend. Er war herangetreten und hatte die Worte seiner Mutter gehört.

„Du gönnst mir wohl nicht, Onkel Harald, daß ich Großmama heute gefalle,“ warf Margaret scheinbar gekränkt hin.

„Ach wo, Kind, dir gönne ich alles! Dein erster Ball soll ein richtiges Fest für dich sein. Ich stimme übrigens Großmama bei.“

Er sah sie dabei mit einem freundlichen Blick an.

„Du wirst doch auch mittanzen, Onkel Harald?“

„Gott soll mich bewahren, nein. Die Zeiten sind für mich vorüber, das Tanzen überlasse ich jüngeren. Ueberhaupt — diese modernen Tänze — dabei blamiert sich unserer nur?“

„Aber Onkel Harald, wenn ich dich im Kotillon hole?“

„Ja, dann wird mir wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als die Erinnerung an einen halbvergeffenen Walzerschritt in meinem Gedächtnis aufzufrischen.“

Die beiden Salons, die sich an den großen Saal schlossen, der in Weiß und Orange gehalten war, begannen sich immer mehr mit Gästen zu füllen.

Der Annosersche war rasch gealtert seit der Zeit, als Hans Jürgen noch der „tolle Lommerd“ genannt wurde. Karlsbad tat ihm gegenüber nicht mehr seine Schuldigkeit. Aber trotz Gicht, Runzeln und sonstigen Attributen des vor-

gerückten Alters war die Zunge des Annoferschen noch ebenso spitz und scharf wie früher. Wehe dem, über dessen Haupt es herging, der von dem alten Herrn mit dem energischen Profil sozusagen unter die Lupe genommen wurde.

Er hatte seine beiden jüngsten Töchter mitgebracht, harmlose, wenig hübsche Mädchen, die, im Gegensatz zu ihrem Papa, ihre Zunge niemals wehsten, damit sie ihren Dienst leiste, wie die Lanzette dem Chirurgen. Sie gehörten zu der Sorte junger Mädchen, die für eine Dame schwärmen können.

Eva Landry hatte es ihnen sofort angetan; in ihrem stumpfen Schwarz, einer Toilette, die sich von dem vielen Weiß, Rosa und Blau eklatant abhob, sah sie schön und interessant aus.

Als einzigen Schmuck trug sie ein paar langstielige, halberblühte weiße Rosen im Gürtel. Die fremde Gesellschaft, in welcher ihr die wenigsten bekannt waren, machte sie in einer ihr früher ganz ungewohnten Weise besangen. Sie wunderte sich selbst über die kleine Unsicherheit, die sich heute in ihr Wesen geschlichen hatte. Die Menschen hier waren so ganz anders, als in den Kreisen, in denen sie sich bisher bewegt hatte. Sie hatten andere Interessen. Die Gesellschaft, in der Eva als Stern gegläntzt, war vielleicht oberflächlicher gewesen, aber die Unterhaltung dort hatte wie in einem steten Kreuzfeuer geschwirrt, man hatte zwanglos musiziert, Operettenlänge, französische Couplets hatten vorherrschend Beifall gefunden, Herren und Damen hatten sich nicht voneinander getrennt.

Hier aber bildeten sich zu Evas Erstaunen bestimmte Gruppen. Die älteren Mütter und Tanten redeten über Dienstbotenaffären, über Pfefferkuchenrezepte und dergleichen Hauswirtschaftliches, allenfalls noch über das neueste Buch, das soeben im Leseverein kursierte.

Die jungen Frauen, bei denen sich bereits Nachkommenschaft eingestellt hatte, wurden nicht müde, die Eigenarten und Vorzüge ihrer Lieblinge als unerschöpflichen Gesprächsstoff zu wählen. Die jungen Mädchen kicherten untereinander, die alten Herren verbreiteten sich über Gerste, Kartoffeln und Spirituspreise, die jungen Herren sprachen über Hasenjagd und Pferde.

Und Eva wußte bei alledem nicht mitzureden. Sie war sehr einsilbig, aber die beiden Annoferschen erklärten sie trotzdem für „einfach süß“ und machten Hans Joachim Kom-

plimente über sie, worüber er mit einem etwas erstaunten Lächeln quittierte.

Aber die Annoserschen taten auch weiterhin so, als habe Hans Joachim Eva Landry entdeckt. Er blickte aus dem Gewühl des Tanzsalons zu ihr hinüber — sie saß in einer der blumengeschmückten Ecken des letzteren — und er mußte sich gestehen, daß sie den Vergleich aushielt mit allen, die hier soeben Anspruch auf Jugend und Schönheit erhoben.

Hans Joachim schien es, als blicke sie heut abend ein wenig schwermütig. Sie saß neben Frau von Ingersheim und hörte zu, was die alte Dame über diesen oder jenen aus der heutigen Gesellschaft sagte, die um sie herumschwirrte und wogte.

Frau von Ingersheim war nicht boshaft in ihrem Urteil, sie liebte es aber auch nicht, alles zu entschuldigen und mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe zuzudecken.

„Sehen Sie, meine Liebe,“ sagte sie unter anderem und wies auf einen kleinen brünetten Herrn, der sich mit seinem Nachbar, dessen Kopf bedenklicher Mondschein zeigte, lebhaft unterhielt, „sehen Sie, von dem da ist alle Welt entzückt. Es heißt, er sei ein charmanter Gesellschafter, weil er jedem das sagt, was der andere gerade gern hören will und weil er so sanguinisch ist, daß er im Moment auch selbst das glaubt, was er sagt, so wirken seine Worte sehr überzeugend. Kurz, wenn von ihm die Rede geht, so wird gleich hinzugefügt, — „er ist so liebenswürdig — ein Engel“ — seine Frau, die ganze Verwandtschaft, ein großer Bekanntenkreis betet ihn an. Ich aber habe als alte Frau einige Menschenkenntnis und ich sage, wenn dieser Herr von Leitnitz mir mit seinen hübschgesetzten Worten kommt und dabei mit seinen Augen schmachtet, so schwebt es mir immer auf den Lippen, ihm zu sagen: „Mein Bester, kokettieren Sie doch nicht so albern — bei mir kommen Sie damit nicht weit.“ Es gibt ja nicht nur kokette Frauen — die Männer verstehen sich zuweilen auch recht gut auf dergleichen.“

Eva war es im Grunde genommen sehr gleichgültig, ob der kleine Leitnitz kokettierte oder nicht, sie hörte aber mit verbindlichem Lächeln weiter zu, als Frau von Ingersheim ihr Steckenpferd bestieg und sich darüber verbreitete, daß ihr Sohn so ehelicheu sei.

„Da ist zum Beispiel die Harriett Elzner, die dort mit der rosa Schärpe — ein reizendes Mädchen — Flug, wirt-

schafflich, allerdings über die erste Blütezeit hinaus, aber trotzdem noch rosig und frisch wie ein eben gepflückter Pfirsich — wie geschaffen zu einer entzückenden Frau. Aber Harald denkt natürlich nicht an sie. Ja, es ist ein großer Kummer für mich, daß er noch immer nicht die Rechte gefunden hat. Da steht er nun an der Tür und schaut sich die Tanzenden an, so seelenruhig, als wirbelten nicht lauter junge hübsche Mädchen an ihm vorüber.“

Frau von Ingersheim führte ihre Lorgnette, welche sie an feiner, gegliederter Kette trug, an ihre Augen, um ihren Harald, ihren Stolz, besser betrachten zu können.

„Wer ist denn die, die eben auf ihn zueilt und ihm einen Schulmädchenniz macht! Das ist ja die Margaret, richtig! Was will sie denn von ihm?“

„Es ist Damenwahl,“ sagte Eva. Sie hatte kaum auf Frau von Ingersheim letzte Worte geachtet, ihr Interesse konzentrierte sich auf den Umstand, daß Hans Joachim buchstäblich nicht zu Atem kam, so sehr wurde er von sämtlichen jungen Damen, die ihn unermüdlich engagierten, zum Tanz begehrt.

Er sah auch heute ganz besonders hübsch aus und machte als Haussohn den Gästen in einer liebenswürdigen Weise, die ihm gut stand, die Honneurs.

„Ist es die Möglichkeit!“ rief Frau von Ingersheim überrascht, „mein Sohn tanzt mit Margaret! Die Kleine sieht heute so erwachsen aus, so lang und schlank in ihrem ersten Ballkleid.“

„Ein hübsches Paar,“ bemerkte Eva, um doch etwas zu sagen, „sie passen gut zueinander.“

„Jawohl,“ nickte Frau von Ingersheim beistimmend, blickte noch einmal scharf hinüber und versank dann in eigene Gedanken: „Sie passen gut zueinander.“

Diese Worte Evas gaben ihr plötzlich zu denken.

Der Walzer wollte kein Ende nehmen und als es endlich doch geschah und die Kavaliere, welche von den Damen in der Ausdauer im Tanzen übertroffen wurden, sich in der nun eingetretenen großen Pause vor dem Souper zu Bowle und Zigaretten ins Herrenzimmer zurückzogen, trat Hans Joachim zu Eva.

Sie sah ein wenig abgesspannt aus.

Weckte das bunte Fest in ihr Erinnerungen an ähnliche in ihrem Leben, auf denen sie die Ballkönigin gewesen, trau-

erte sie dem nach, was in ebensolcher Gestalt und Umgebung niemals wiederkehren würde? fragte sich Hans Joachim.

„Es ist schwül,“ sagte Eva und wehte sich mit ihrem großen Fächer aus schwarzen Straußenfedern Kühlung zu.

Hans Joachim machte eine leichte Verbeugung und bot ihr den Arm. Sie erhob sich schweigend und ließ sich von ihm durch die Zimmerflucht geleiten. Am Ende derselben lag Frau Irmas Boudoir, ihr spezielles Reich, das aber heute den Gästen erschlossen war. Ein Erker mit breitem italienischen Fenster machte dieses lauschige Gemach zu einem ganz besonders anheimelnden.

Die von einem mattrosa Seidenschirm verhangene Pharoslampe\*) verbreitete einen sanften Schimmer. Durch die Scheiben des Erkerfensters aber flutete das Mondlicht herein, den Hof mit seinem Rasenplatz, den der Frost verheert, und seinen fast entlaubten Springenbüschen taghell beleuchtend.

„Nicht wahr, hier ist es schöner, als drüben im Ballsaal,“ sagte Hans Joachim, Eva einen Sauteuil zurecht rückend.

Er blieb neben ihr im Erker stehen, an die Fensterbrüstung gelehnt.

„Herr von Commerd, wann reisen Sie?“ fragte Eva sehr leise.

„Nach vierzehn Tagen.“

„Müssen Sie reisen?“

„Ja, gnädige Frau. Ich habe meinen Urlaub bereits unverantwortlich lange ausgedehnt und die Geduld meiner Vorgesetzten rücksichtslos auf die Probe gestellt. Sie wissen doch, daß ein Soldat seiner Pflichterfüllung leben muß.“

„Gewiß, pflichtgetreu müssen überhaupt alle sein, müßten, denn der Begriff Pflicht ist für viele ein dehnbarer. Aber nun eine andere Frage, Herr von Commerd. Weshalb bleiben Sie im Dienst? Warum reichen Sie nicht ihr Abschiedsgesuch ein?“

Hans Joachim hatte im Laufe der letzten Wochen diese Frage aus dem Munde seines Vaters erwartet — sie war jedoch nicht erfolgt, weil Hans Jürgen wußte, daß sein Sohn von seinen Wünschen unterrichtet war. Er wollte deshalb nicht ohne zwingenden Grund seinen Einfluß geltend machen. Möchte Hans Joachim selber in dieser Sache entscheiden. Frau Irma hatte es ihrem Stiefsohn allerdings in eilichen

\*) Leuchtturmlampe.

Gesprächen nahe gelegt, im Lande zu bleiben, die heimatische Scholle zu bauen nach dem Beispiel seiner Ahnen, aber auch sie war zu einsichtsvoll, um durch ein Überreden ihrerseits Hans Joachim zu einem Entschluß zu drängen, seit seinerzeit diese Angelegenheit ausführlich zwischen Sohn und Eltern zur Sprache gekommen war und der junge Offizier gebeten hatte, vor der Hand noch keine Entscheidung von ihm zu verlangen. Nun aber brach Eva dieses Thema gleichsam vom Zaun.

„Bleiben Sie in Estland, Herr von Lommerd!“

Es klang wie die ängstliche Bitte eines Kindes, das fürchtet, seinen Schutz, seinen Halt zu verlieren.

„Was ist eigentlich aus dieser Frau geworden?“ fragte sich Hans Joachim.

Er hatte sie früher für eine Weltdame gehalten, hier gab sie sich so ganz anders.

„Gnädige Frau,“ sagte er zögernd, „Sie sprachen soeben etwas aus, das auch meine Eltern lebhaft wünschen.“

„Nun also,“ rief Eva, „ein Grund mehr für Sie, den Dienst zu quittieren.“

„Aber mein Beruf ist mir sehr lieb,“ fuhr Hans Joachim fort, „und mich fesselt Estland eben gerade nur so weit, daß ich mir gern Ferien mache, um die Meinigen zu besuchen. Natürlich liebe ich meine Heimat und mit den Jahren wird sie mir ohne Zweifel im vollsten Sinne des Wortes eine solche werden, aber fürs erste —“ er sprach seinen Satz nicht zu Ende, denn ein wütendes Hundegebell erhob sich plötzlich unter dem Erkerfenster, und vom Mondschein umflossen, rumpelte etwas auf dem hartgefrorenen Wege daher und hielt vor dem Hause.

Es war draußen so hell, daß Eva und Hans Joachim das Bauernfuhrwerk und seine Insassen auf das Deutlichste sehen konnten.

„Wenn mich nicht alles trügt — ist es der Löwenhund, dessen Bekanntschaft ich auf dem Bahnhofe in Reval gemacht. Erinnern Sie sich, gnädige Frau, ich erzählte davon,“ rief Hans Joachim lebhaft.

Neben dem Bauernwagen stand ein Prachtexemplar einer großen, schönen Hunderasse. Die Lommerdshoffischen Doggen und Tegel umkreisten aufgereggt und kläffend den Fremdling.

Drei menschliche Wesen, ein weibliches in einen langen,

dunklen Mantel gehüllt und zwei männliche, entstiegen dem Fuhrwerk.

„Sie gestatten, gnädige Frau, daß ich mir den Fall dort unten ein wenig näher betrachte.“

Eva nickte stumm. Sie saß unbeweglich da wie eine Statue und starrte in den Mondschein hinaus. Seltsamerweise hatte sie die instinktive Empfindung, als sei mit dem armseligen Gefährt dort drunten, das mit seinem zottigen Gaul und dem geflickten Geschirr gar nicht vor das stolze Portal des Herrenhauses paßte, etwas ihr Feindseliges eingedrungen.

Sie saß noch immer, ohne sich zu regen, auch als der Lenker das Wägelchen wieder bestiegen, und der lebensmüde Gaul zum Hof hinausgetrottet war. Die beiden andern Ankömmlinge waren im Hause verschwunden, begleitet von dem Hunde, der die kläffende Gesellschaft mit souveräner Verachtung behandelte.

Eva fuhr wie aus einem Traum empor, als sich Frau Irmas Hand leicht auf ihre Schulter legte.

„Also hier finde ich Sie, meine liebe Frau von Landry, ich suchte Sie überall. Das Souper soll gleich anfangen. Ingersheim wird Sie zu Tisch führen. Es ist Ihnen doch recht?“

„Jawohl.“ Ihr war alles recht und alles gleichgültig.

Hans Joachim hatte sie hier im Boudoir seiner Mutter vergessen, wie ein Spielzeug, das man zuerst hervorholt und dann achtlos in den Winkel schiebt.

„Ich komme sogleich,“ sagte sie und Frau Irma, als Hausfrau von allen Seiten in Anspruch genommen, nickte ihr zu und eilte ihrem jungen Gast, der langsam folgte, voran.

Es ging nachher das Gerede unter den Sommerdshoff'schen Geburtstagsgästen, daß „die Landry“, welche kennen zu lernen man so pressiert gewesen, im Grunde mehr versprochen als gehalten. Sie hatte sich an dem Ballabende so auffallend zurückgezogen und eine halb gelangweilte, halb eisige Miene zur Schau getragen, sich sozusagen, in ihre „Witwentracht drapiert“ — natürlich um interessant zu erscheinen, wisperten die Damen, daß sich auch keiner der Herren in ihre Nähe gewagt.

„Der arme Harald Ingersheim,“ hieß es ferner, „ihr Tischherr beim Souper, war wirklich zu bedauern gewesen.“

keine drei Worte hatte sie mit ihm gewechselt — wenn nicht gerade er zu reden angefangen.“

Hans Joachim war, nachdem er Eva verlassen, in die Halle hinuntergeeilt. Dort brannte der massive altertümlische Kronleuchter, der seit Generationen dort hängend nur bei besonderen Gelegenheiten sein Licht leuchten ließ, und unter diesem wertvollen Familienerbstück des Hauses Commerd stand eine schlanke dunkle Gestalt. Die Kapuze des schwarzen Mantels umschloß ein schmales, blasses Gesicht, dessen Züge tiefernst und unbeweglich waren.

Nur die Augen lebten in diesem Kindergesicht und es waren die Augen einer echten Frau, denn eine Seele sprach aus ihnen.

Hinter der Fremden schob sich eine schwächliche seltsame Figur zur Halle hinein. Ein Mongolenantlitz mit geschlitzten, schräggestellten Äuglein, einer plattgedrückten Nase und straffen, in der Mitte geschneitem schwarzen Haar, das bis auf den Nacken hinabfiel.

Und neben diesen beiden Fremdlingen stand der große Hund ernst und gravitatisch. Hans Joachim, der auf den ersten Blick das junge Mädchen, welches ihm vor kurzer Zeit auf dem Revaler Bahnhof aufgefallen, wiedererkannte, wußte im gegebenen Moment nicht recht, was er zu dieser Ankunft der Fremden sagen sollte.

Das junge Mädchen überhob ihn des Suchens nach einem passenden Wort.

„Ich bin Lieselotte Lenningen,“ sprach sie, in ihrer unbeweglichen Haltung unter dem Kronleuchter verharrend. „Papa ist tot und ich suche Herrn von Commerd, meinen Vormund, in dessen Haus Papa mich geschickt. Deshalb bin ich hier mit unserem kalmückischen Diener und meinem Hunde.“

Hans Joachim fand die Situation mehr als abenteuerlich. Droben in den Salons gab sich die Creme der Gesellschaft, welche den Commerdschen Bekanntenkreis bildete, ein Rendezvous und hier unten in der Halle stand ein verwaistes Mädchen wie eine Bettlerin und bat um Aufnahme. Aber da war das kleine Fräulein nun einmal und würde selbstverständlich in Commerdshoff bleiben, wenn man auch auf einen mongolischen Diener und einen riesigen Hund nicht gefaßt gewesen war. Von der Existenz dieser beiden Wesen hatte Frau von Enfelt, soviel Hans Joachim bekannt war,

nichts verlauten lassen. Aber er begriff sogleich den Sachverhalt: es war eine kleine Rache der Dame. Sie revanſchierte ſich für die Preſſion, welche ſein Vater in bezug auf die Berliner Reiſe auf ſie ausgeübt. Die Überraschung über das Gefolge der neuen Hausgenossen in Lommerdshoff ſollte durch keine Andeutungen abgeſchwächt werden. Hans Jürgen ſollte erfahren, welch ein exentriſches Mündel ihm aufgebürdet worden.

Den Effekt, den Liefelottes erſtes Auftreten in Lommerdshoff hervorrief, hatte Frau von Enſelt jedoch gewiß nicht vorausgesehen. Hans Joachim zweifelte nicht daran, daß man in Lernal nichts davon wußte, daß die junge Dame bei Nacht und Nebel ihren Einzug in das Haus, welches fortan ihre Heimat ſein ſollte, gehalten.

„Geſtatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich vorstelle — von Lommerd — Hausſohn.“

Die Reitersporen klirrten, Hans Joachims hübscher Kopf neigte ſich vor Liefelotte. Dieſe nickte gnädig.

„Weiße ſchon. Ich habe viel von Ihnen gehört. Meine Kuſinen in Lernal, dieſe albernen Gänſe, jammerten endlos, daß ſie, weil mein Papa geſtorben, heute nicht mit Ihnen tanzen können. Es iſt ja wohl Ball und Geburtstag bei Ihnen. Ja — ich kann wirklich nichts dafür, daß ich gerade heute zu ungelegener Zeit aus Lernal ausgekniffen bin.“

„Ausgekniffen?“ wiederholte Hans Joachim, der anfang, ſich über nichts mehr zu wundern — dieſe Liefelotte war ja unbezahlbar — „was ſagt denn Ihre Frau Tante dazu?“

„Das geht mich weiter nichts an,“ erwiderte Liefelotte ſeelenruhig, „ihr zu Gefallen, damit ſie ſich nicht aufregt, und alles im Hauſe nach Baldriantropfen und Eau de Cologne rennt, werde ich nicht zugeben, daß man meinen ſeit Papas Tode beſten Freund umbringt.“

„Ich verſtehe wirklich nicht.“

„Nun ja doch,“ rief Liefelotte ungeduldig, „Irlid“ — dabei ſtreichelte ſie das dicke Nackenfell des Hundes — „ein hübscher Name, nicht wahr — in der Überſetzung aus dem Kalmückiſchen heißt er freilich „Teufel“, dieſes treue Tier, mein einziger Freund, wollte Tante Lucie erſchießen laſſen. Hätte ich das etwa leiden ſollen?“

„Nein, gewiß nicht, aber weſhalb kam es denn zu ſolch ſtrengen Maßnahmen?“

„Weil mein kleiner Vetter Leo, ein gräßlicher Bengel,

Irlied so lange geneckt und gequält — in meiner Abwesenheit natürlich — bis Irlied die Geduld verlor und nach Leo schnappte. Er hat dem kleinen Scheusal die Matrosenbluse zerrissen. Tante Lucie fauchte vor Zorn. Es war gar nicht mehr schön, eine widerwärtige Szene!" Und Lieselotte schüttelte sich förmlich in der Erinnerung an dieselbe.

"Und da machten Sie kurzen Prozeß und retteten Ihren Liebling hierher, Fräulein Lieselotte?" Hans Jürgen fand plötzlich, daß er doch eigentlich ein halbes Kind vor sich hatte. Vorhin war ihm das „gnädige Fräulein" unwillkürlich entschlüpfst. „Das war mutig von Ihnen."

Über Lieselottens Gesichtchen glitt es wie Sonnenschein. Die Anerkennung ihres Streiches freute sie. Hans Joachim vergaß ganz, daß er Lieselotte ruhig in der Halle stehen ließ, ohne Miene zu machen, sie weiter ins Haus zu führen. Er war neugierig zu erfahren, wie das kleine Mädchen in der fremden Gegend ohne Kenntnis der Landessprache sich hierher geflüchtet.

"Der Förster, welcher Irlied erschießen sollte," sprach Lieselotte weiter, „war zum Glück irgendwo im Walde, ganz weit weg beim Holzfällen, und zufällig sind heute Tante Lucie, Onkel Leo, kurz die ganze Familie bei Verwandten in — ach ich habe den Namen des Gutes vergessen, aber man fährt mehrere Stunden bis dorthin, Tante Lucie wollte ihre armen Töchter zerstreuen, weil sie doch den Ball hier nicht mitmachen durften. Ich sollte durchaus auch mitfahren, aber ich legte mich zu Bett und erklärte, daß ich Halbschmerzen hätte. Tante Lucie glaubte es nicht recht, aber mit Gewalt konnte sie mich doch nicht aus dem Bett holen. Und als alle fort waren, da ging ich eben davon mit meinem Hund und Papas Diener Badmah, der Papa so treu gepflegt, der mit uns nach Davos sollte und der mich dann nicht verlassen wollte und den ich nicht fortschicken werde, weil er immer bei uns gewesen ist und weil Papa ihn gern hatte. Tante Lucie war sehr böse in Berlin, als ich darauf bestand, ihn nach Eitland mitzunehmen. Sie meinte, der koste zu viel. Aber ich kann doch mit meinem Gelde machen, was ich will, und nicht wahr, Ihr Vater, der ja jetzt mein Vormund ist, wird es mir doch erlauben, Badmah zu behalten. Er ist wirklich ein sehr geschickter Diener. Ja, dann gingen wir also heute nachmittag bis zum nächsten Dorf und ich fand glücklicherweise dort einen Bauer, der ein bißchen Russisch

verstand, und als ich ihm mein Portemonnaie zeigte und ihm sagte, daß er uns nach Commerdshoff fahren sollte, da war er gleich dazu bereit. Und nun sind wir ja hier angekommen, Gott sei Dank, die lange Fahrt war gräßlich und nun dürfen wir doch hier bleiben?"

"Aber gewiß, Fräulein Lieselotte, und ich heiße Sie im Namen all der Meinigen herzlich willkommen."

Da streckte Lieselotte Hans Joachim ihre Hand entgegen:

"Ich glaubte bestimmt, daß Sie mir jetzt sagen würden, daß ich sehr, sehr töricht gehandelt, so heimlich das Haus meiner Tante verlassen zu haben. Und wenn es mir natürlich auch ganz einerlei ist, was Sie von mir denken und wie Sie über mich urteilen, so ist es mir im allgemeinen doch lieb, wenn ich keinen Widerspruch höre, den vertrage ich nämlich absolut nicht. Und nun finde ich, daß ich lange genug unter dem Kronleuchter gestanden. Und dann — wissen Sie — bin ich entsetzlich hungrig."

"Pardon, tausendmal pardon, gnädiges Fräulein!" Hans Joachim vergaß wieder ganz, daß er einen Backfisch vor sich hatte. Es war doch wirklich unverantwortlich von ihm, so formlos zu sein, und er schalt sich, daß er Lieselotte so hatte stehen lassen und sie gleichsam einem Verhör unterzogen.

"Bitte, hier hinauf, gnädiges Fräulein!"

Nun verschob sich die kleine Gruppe. Lieselotte schritt an Hans Joachims Seite die Treppe hinan. Der Hund drängte sich fest an sie. Hinter den dreien schlich Badmah die teppichbelegten Stufen empor.

Die Mamsell, welche seit mehr denn einem Jahrzehnt als Faktotum im Commerdshoff'schen Haushalt fungierte und welche durch den Korridor ins Büfettzimmer eilte, ließ die Kaisertorte, die sie trug, vor Schrecken beinahe aus der Hand fallen, als Hans Joachim mit seiner Begleitung, den Eingang zu den Salons vermeidend, die oberen Räume betrat.

"Mamsell Gledner," wandte er sich zu der Bestürzten, "bitte, melden Sie meiner Mutter, daß Fräulein von Lenningen soeben angekommen ist."

"Bitte, gnädiges Fräulein, nehmen Sie fürs erste mit dem Zimmer meiner Schwester vorlieb. Hier rechts, bitte; Ihr Hund und Ihr Bedienter —"

"Die können hier bleiben," fiel Lieselotte ein, "kusch dich, Irlid." Ein paar Worte in einer Hans Joachim unverständlichen Sprache mußten wohl den gleichen Sinn haben,

wie die an den Hund gerichtete Weisung Lieselottens, denn Badmah kauerte sich mit der ganzen Indolenz, welche die Kinder der kalmückischen Steppe bisweilen an sich haben, neben Irlick nieder.

„Nun, Mamsjell Fliedner, Sie sind noch da?“

„Jawohl — ich gehe schon, junger Herr.“

Die Mamsjell, welche eine lebendige Illustration von Lots Weib abgegeben, setzte sich schleunigst in Bewegung und Hans Joachim öffnete eine Tür des Korridors mit den Worten:

„Bitte, wollen Sie eintreten, gnädiges Fräulein, hier ist das Reich meiner Schwester Margaret.“

Das Merkwürdige geschah, daß die Tischdame des Haushohnes, es war eine von den Annoferschen, und die nahm zum Glück nicht gern etwas übel, auf ihren Herrn warten und schließlich ohne einen Nachbar zur Linken an der langen Tafel Platz nehmen mußte. Endlich erschien der Säumige und entschuldigte sich mit einer dringenden Abhaltung. Das zweite Ungewöhnliche war, daß Frau Irma den Arm des alten Landrats Wiesenau auf eine Meldung hin, welche ihr die Mamsjell verstörten Angesichts zuraunte, fahren ließ und in der Wallfahrt zum Speisesaal eine Stockung entstand, bis sich die Hausfrau mit einer liebenswürdig vorgebrachten Entschuldigung — sie habe einen spät eingetroffenen Gast begrüßt — wieder einfand, die Gesellschaft sich lachend und plaudernd placierte und gutgeschulte Diener mit ihren Tablett am Tisch die Runde machten.

Dann nach dem Souper sicherte das Gerücht durch, daß Lieselotte Lenningen, von der im Kirchspiel bereits die Rede gewesen, da sei, unerwartet, wie vom Himmel gefallen. „Wer ist das junge Mädchen?“ fragte eine Dame, die nicht aus der Umgegend war, sondern nur als Logierbesuch auf einem der Güter weilte, die Tante des Pastors, die sehr schwer hörte, daher manchmal die unglaublichsten Dinge vorbrachte, weil sie dieselben nicht richtig verstanden.

„Nah,“ erwiderte die alte Dame, „das weiß ich nicht. Ich glaube, ihr Vater war ein Baschkirrenhäuptling an der Wolga oder etwas Ähnliches.“

„Aber das ist ja ein Unsinn, meine Beste,“ mischte sich die Landrätin Herbenstein in das Gespräch. „Lieselottens

Vater war Franz Lenningen, wir haben ihn alle gut gekannt. Er war ein charmanter Mensch."

Was Hans Joachim vorausgesehen, ereignete sich tatsächlich: Lieselottens heimlicher Aufbruch aus Leignal ließ sich nicht mit Stillschweigen übergehen und wurde bis zur Erschöpfung erörtert und aufgebauscht. Die Heldin des Abenteuers schlief unterdessen todmüde von der weiten Wagenfahrt in einem der Fremdenzimmer dem Morgen entgegen.

Irlic hatte so lange an der Stubentür gekraht und gewinselt, bis Mamsell Gledners Herz weich wurde und sie den Hund zu seiner Herrin hineinließ. Dort streckte er sich auf dem Teppich vor Lieselottens Bett aus.

Badmah wurde darauf von Mamsell Gledner schleunigst in das Stübchen des Gärtnerjungen expediert.

"Gott steh' mir bei, sonst legt sich der Heide am Ende noch an Stelle des Hundes auf den Dielenläufer vor die Tür des Fremdenzimmers," die gute Alte machte augenscheinlich zwischen Lieselottens Gefolgschaft keinen großen Unterschied, „ob man auf zwei Beinen oder auf allen Vieren herumwandelt, ist bei denen da einerlei, verständigen kann sich mit dem Hundevieh oder mit dem Schlitzauge doch kein Christenmensch. Na, zu essen bekommen haben sie alle beide und weiter gehen sie mich nichts an."

Lieselotte schlief fest und traumlos. Ihr langer schwarzer Zopf lag, halb gelöst, auf den weißen Kissen. Ihre Lippen umspielte ein Lächeln, denn sie war mit dem sie beglückenden Gefühl, daß zwei weiche Arme sie umschlungen gehalten und daß eine Frauenstimme ihr liebevolle Worte gesagt, eingeschlummert.

Beinahe hätte sie halb unbewußt „Mutter" gestammelt, als sie sich an Irma Commerds Brust geschmiegt, aber sie hatte plötzlich gefühlt, wie ihre jungen Glieder vor Müdigkeit bleischwer geworden, und sie hatte in halber Bewußtlosigkeit ihre Augen geschlossen.

Man hatte ihr Wein eingeflößt, hatte sie entkleidet und zu Bett gebracht. Und sie war sofort eingeschlafen, zufrieden wie ein Kind, das endlich den Weg nach Hause gefunden.

Bis hierher ins Fremdenzimmer drangen die Walzer und Mazurkas, nach deren Klängen man drüben im großen Saal während des Kotillons unermüdlich tanzte, nicht. Es war so still um Lieselotte, nur Irlic knurrte zuweilen unruhig im Säslaf.

Auch der Hund war müde. Er schlief so sorglos und wußte nicht einmal, daß nur das rasche Handeln seiner Herrin ihn vor der Kugel des Lernal'schen Försters bewahrt, die beiden Wegmüden hatten nun Ruhe.

Hund und Herrin ahnten nicht, wie sehr ihr romantischer Aufbruch aus Lernal in der Gesellschaft besprochen wurde.

## Achtes Kapitel

Leo Enfelt mußte in den Tagen, welche der Flucht Lieselottens folgten, viel erdulden, denn die Aufregung und der Ärger seiner Gattin kannten keine Grenzen.

„Bloßgestellt hat mich diese Lieselotte, man witzelt jetzt überall über unser Haus,“ eiferte Frau Lucie, und als ein höfliches Schreiben Hans Jürgens einlief, in welchem letzterer im Namen seines Mündels die Verzeihung der Tante erbat — Lieselotte hatte sich leider bei der überstürzten Fahrt, auf welcher sie sich zu leicht gekleidet, eine Erkältung zugezogen, könne daher nicht selbst schreiben, weil sie noch Fieber habe, würde jedoch demnächst unter dem Schutze seiner, Hans Jürgens, Frau nach Lernal kommen, um persönlich ihre Entschuldigung zu machen ihrer begangenen Formlosigkeit halber, da spie die empörte Dame Gift und Galle:

„Formlosigkeit nennt er das? Niedertracht war es, Heimtücke, Auflehnung ihren nächsten Blutsverwandten gegenüber. Und was soll das bedeuten: „unter dem Schutze meiner Frau“. — Als ob wir Lieselotte ein Leid antun würden. Ich glaube fest, Hans Jürgen bewundert das greuliche Geschöpf, das mir nur Kosten und Ärger bereitet hat, ihres unverantwortlichen Streiches wegen. Und dadurch gewinnt Lieselotte natürlich die öffentliche Meinung für sich. Ihre impertinente Ruhe war mir von vornherein zuwider.“

Herr von Enfelt seufzte. „Ruhe ist etwas Wundervolles, meine liebe Lucie.“

„Natürlich. Am besten wäre es deiner Meinung nach, sein Leben so viel wie möglich zu verschlafen,“ erwiderte Frau von Enfelt empört.

In der Tat hatte Lieselottens energisches Handeln Hans Joachim bis zu einem gewissen Grade imponiert.

„Sie ist ein tapferes kleines Mädchen, von Disziplin und sich dem Willen anderer fügen scheint freilich nicht viel bei ihr vorhanden, aber sie hat etwas Sicheres und Vornehmes in ihrer Art, daß man davon überzeugt ist, daß sie niemals etwas tun wird, dessen sie sich nachher ernstlich zu schämen brauchte,“ äußerte sich Hans Jürgen seiner Frau gegenüber über Lieselotte.

„Wir wollen sie recht lieb haben,“ erwiderte Frau Irma, „eben nennt sie ihren Hund ihren „besten Freund,“ das arme, kleine, verlassene Geschöpf.“

Lieselotte schien es ganz selbstverständlich, daß man ihr in Commerdshoff keine Vorwürfe machte ihrer unüberlegten Handlungsweise wegen. Hans Jürgen hatte ihr gegenüber in der Tat nicht die leiseste tadelnde Bemerkung fallen lassen.

Blaß und fiebernd hütete sie das Bett. Irlich wich kaum aus ihrem Zimmer. Lieselotte lag im Halbschlummer und fühlte sich unendlich wohl. Das hübsche Gemach mit seiner lichten Tapete, den Möbeln aus hellpoliertem Holz, den geblümten Fenstervorhängen, alles heimelte sie an.

Dann zogen in wirrem Durcheinander ihre jüngsten Erlebnisse durch ihre Seele. Sie sah ihre Heimat am Ufer der Wolga, dem breiten Strom, der rastlos dem Kaspimeer zu-eilt, auf seinem Rücken stolze Dampfer, leichte Fischerkähne, schwerfällige holzbeladene Barken dahintragend. Sie vernahm deutlich das Läuten der Klostersglocken auf der Wolga-insel, dann wieder dünkte es sie, als rausche der Laubwald der Djiguliberge, welche sich am Ufer des Stromes hinziehen, sein uraltes Lied. Sie sah sich selber auf dem Rücken ihres Pferdchens über das flache Land dahinjagen mit erhitzter Stirn und wehendem Haar.

Hart am Ufer pariert sie ihr mausgraues Roß, schützt mit der Rechten ihre Augen und schaut tief aufatmend über den Strom. Das Herz wurde ihr weit. Helle Stimmen jubelten in ihr und riefen ihr zu, wie schön es doch sei, sich jung und gesund zu fühlen und frei, von keinem Zwang eingeengt, und wie groß und gut die allmächtige Mutter Natur sei.

Ein Passagierdampfer glitt stromabwärts und hielt seinen Kurs in der Nähe des Ufers. Übermütig schwenkte Lieselotte ihr Taschentuch und vom Verdeck des Dampfers wurden ihr Gegengrüße zugewinkt.

Dann wandte sie ihr Roß und ritt langsam heim. Ge-

horsam trottete Irliß hinterdrein oder jagte in langen Sätzen seiner Herrin voraus. Und zu Hause auf der Veranda stand der Vater und schaute nach seinem Kinde aus.

„Du solltest doch nicht allein ausreiten, mein Liebling,“ begrüßte Lenningen die Heimgekehrte.

„Ach, Papa, als ob mir etwas zustößen könnte! Ich habe ja Irliß bei mir.“

Wie gut, wie liebevoll war der Vater gewesen. Nie hatte er sein Kind die Mutter vermissen lassen, mit fast frauenhafter Sorgfalt hatte er Lieselotte umgeben.

Und nun schlief er fern von ihr, auf einem der Friedhöfe Berlins, den letzten Schlaf. Was der Arzt und der Prediger ihr damals nach dem Tode und nach dem Begräbnis Tröstendes gesagt, war an Lieselottens Ohren spurlos verhallt; sie hatte sich in ihrem herzerreißenden Weh neben Irliß hingekauert und ihr tränenüberströmtes Gesichtchen in das dicke Fell des geduldigen Tieres gepreßt.

Der Hund hatte sich nicht vom Fleck gerührt, bis sie sich ausgeweint. Und die häßlichen, durch Blatternarben entstellten Züge ihres kalmückischen Dieners waren ihr schön erschienen im Gegensatz zu dem verkniffenen Antlitz ihrer Tante Lucie, welche Lieselotten nach ihrer Manier Trost spendete.

Dann hatte sie sich gesagt, daß sie sich zusammennehmen müsse, ihr Vater hatte sie gebeten, stark zu sein und vernünftig, und sie hatte ihm versprochen, ihren Pflegeeltern in Commerdshoff vertrauensvoll entgegenzukommen.

Das wolte sie nun auch, und wie sie im hübschen Fremdenzimmer in ihrem weichen Bett lag, empfand sie, daß es ihr nicht schwer werden würde, sich in der neuen Umgebung heimisch zu fühlen.

In ihren Sieberträumen war es ihr, als hörte sie Hans Joachims Stimme sagen: „Seien Sie uns herzlich willkommen.“

Dann stieg ihre Temperatur noch um etliches und sie begann nach ihrem Papa zu jammern, bis sie endlich ihre Augen wieder mit klarerem Ausdruck aufschlug und in Frau Irmas gütiges Antlitz schaute. Sie ergriff mit einer matten Bewegung die Hand, welche ihr sanft über die Stirn strich, und drückte sie an ihre Brust.

„Hierbleiben — bitte, — bitte,“ flüsterte sie.

„Gewiß, mein liebes Kind, ich bleibe.“

Und Frau Irma saß eine lange Nachtstunde um die andere am Lager der kleinen Fremden, die nun ihre Pflegerindsrechte im Hause geltend machte, und erneuerte die Kompressen um Lieselottens glühende Stirn.

Irlic war herangeschlichen und legte seine Schnauze auf Irmas Knie und wedelte sanft mit seinem buschigen Schweif.

Es war dies eine große Auszeichnung für Lieselottens Pflegerin, denn Irlic besaß eine höchst reservierte Hundeseele und geizte mit seinen Günstbezeugungen.

Nach drei Tagen durfte Lieselotte das Bett verlassen, hatte aber noch Zimmerarrest und lag mit einem leichten Plaid zugedeckt auf der Couchette.\*)

Sie empfing Besuche. Alle Hausgenossen kamen nach dem Befinden der Genesenden sich erkundigen, Eva Landry sogar erschien in Hans Jürgens Begleitung, fand Irlic entzückend und beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Hunde.

„Irlic stammt aus der Kirgisensteppe,“ beantwortete Lieselotte die Frage Evas nach der Rasse des schönen, starken Tieres, „er ist ein richtiger Steppenhund. Als ich ihn von einem Fischereibesitzer aus Astrachan, der alljährlich nach Nishny zur Messe fuhr und bei uns jedesmal einen Besuch machte, weil er mit Papa gut bekannt war, zum Geschenk erhielt, war er ein paar Wochen alt. Diese Steppenhunde sind sehr treu und sind sehr klug. Ich könnte mich weder von Irlic noch von Badmah trennen. Papa hatte beide so gern und Badmah hat ihn rührend gut gepflegt.“

Es war eine sofort beschlossene Sache gewesen, daß Badmah in Commerdshoff blieb.

Er verstand, wie es sich später herausstellte, vorzüglich mit Pferden umzugehen, Hans Jürgen hatte daher Verwendung für ihn in seinem Gestüt. Außerdem servierte er tadellos bei Tisch.

Mamsell Gliedner hatte zuerst einen Bogen um „den Heiden“ gemacht und ein kleines buddhistisches Götzenbild, welches Badmah über seinem Lager an der Wand befestigt, mit gelindem Entsetzen betrachtet, da aber der „Heide“ als geschickte Hilfe im Küchendepartement zu gebrauchen war, so stellte sie ihn nach kurzer Zeit ihren estnischen Trabanten als ein Vorbild hin, was prompte Pflichterfüllung anbetraf.

„Ein Mädchen für alles, frisch aus der Kalmücke im-

\*) Schlassofa.

portiert," meinte Hans Jürgen eines Tages lachend, als ein Tischgast seine Verwunderung über die mongolische Bedienung aussprach, welche dem befrachteten Sakaien Friß zur Hand gehend den Likör zum schwarzen Kaffee präsentierte.

Ogleich Badmah nun im Commerdhoffschén Dienststand, betrachtete er nach wie vor Lieselotte als seine eigentliche Herrin.

"Er war meinem Papa sehr ergeben und mich hat er auf seinen Armen geschaukelt, als ich noch ganz klein war," erzählte Lieselotte, als Eva Landry nun auch einiges über Badmah wissen wollte. "Papa hatte einmal eine Geschäftsreise. Er wollte eine größere Anzahl Schafe, wie man sie in der Kalmückensteppe in großen Herden findet, kaufen und reiste deshalb nach Astrachan und von dort aus weiter bis an die Mündung der Wolga. Dort besuchte er auf einer Datage, d. h. einer der großen Fischereien, seinen Bekannten, dem ich Irliß verdanke. Papa machte von dort aus einen Ritt in die Steppe, um von einem sehr reichen kalmückischen Edelmann die Schafe zu erwerben. Unterwegs stießen er und seine Begleiter auf einen „hotan“, so nennt man eine kalmückische Ansiedlung, welche vor ganz kurzer Zeit von seinen Bewohnern verlassen sein mußte. Nur ein Zelt war noch vorhanden, auf den Feuerstätten der anderen, die man abgebrochen und den Kamelen aufgeladen hatte, glimmte noch die Asche. Papa hat mir den Vorfall so oft auf meine Bitte geschildert, daß ich mir das Bild sehr gut vorstellen kann. In dem nachgebliebenen Zelt lag, mit Blättern bedeckt, ein Knabe, wie Papa glaubte, sterbend.

Die Kalmücken haben nämlich solch eine große Furcht vor den Blättern, daß sie zuweilen aus Angst vor weiterer Ansteckung die Kranken ihrem Schicksal überlassen. Nun, Papa wußte überhaupt nicht, was Furcht ist, er rettete den armen Knaben vom Tode. Als Badmah gesund wurde, erzählte er, daß seine Eltern und seine Geschwister an den Blättern gestorben seien. Er besaß keine nahen Verwandten und war ganz verlassen und sehr arm. Da nahm Papa ihn zu uns und erzog ihn zu einem Diener."

Eva Landry hob ein wenig ihre Schultern: "Es muß nicht schön sein dort unten an der Wolga — keine Zivilisation."

"Aber ich bitte," rief Lieselotte eifrig, "sehr viel Zivilisation, und solch eine herrliche Natur. Die muß man lieb haben, wenn man sie so recht kennen gelernt hat."

Eva Landry kannte jedoch nur das Parkett des Salons. Sie fand die Geschichte des verlassenen Kalmückensnaben sehr romantisch, Lieselotte jedoch, was deren Begeisterung für ihre Heimat anbetraf, etwas zu exaltiert. Sie empfand nichts Freundliches für Lieselotte, vielleicht ihr selbst unbewußt aus dem Grunde, weil Hans Joachim heute beim Nachmittagstee behauptete, Lieselotte sei ein eigenartiges Geschöpf, welches unwillkürlich Interesse erwecke.

Eva erhob sich, drückte Lieselotte flüchtig die Hand und verließ das Gemach früher, als Hans Jürgen, der sich von seinem Mündel über ihren Vater und das Leben an der Wolga berichten ließ.

Eva hatte einen feinen Fliederduft in ihren Kleidern. Lieselotte wehte mit ihrem Taschentuch vor ihrer Nase herum. Sie mochte kein starkes Parfüm.

„Sie ist sehr hübsch,“ sagte sie dann nachdenklich, als die Tür sich hinter der jungen Frau geschlossen, „aber sie besitzt wenig Charakter.“

„Ein bißchen zu vorschnell im Urteil, nicht wahr, mein liebes Kind,“ bemerkte Hans Jürgen, in den Tonfall seiner Worte eine kleine Rüge legend.

„Ach, Herr von Commerd, ich werde nächstens sechszehn und ich verstehe auch ein wenig von Menschenkenntnis. Tante Lucie verabscheute ich vom ersten Blick an.“

„Na, dazu gehört nicht gerade viel Menschenkenntnis,“ schwebte es auf Hans Jürgens Lippen, aber er unterdrückte rechtzeitig die Antwort, denn sie wäre Wasser auf Lieselottens Mühle gewesen.

„Sie urteilt viel zu rasch, aber in ihrer köstlichen Unbefangenheit und naiven Selbständigkeit ist die kleine Person geradezu reizend,“ sagte sich Hans Jürgen. Franz Lennings Vermächtnis bedurfte einer besonders weichen und doch festen Hand, um richtig im Zügel gehalten zu werden.

## Neuntes Kapitel

Der erste Schnee breitete sich wie ein feines, weißes Linnen über das Land, als in Pallasfüll die heurige Jagdsaison mit einer Klapperjagd auf Hasen und Füchse eröffnet wurde. Ingersheims machten kein Haus, ihr steter Verkehr

beschränkte sich auf ihre nächsten Nachbarn, aber daß in Palkoküll die erste größere Herbstjagd stattfand, war eine alte Gerechtigkeit im Kirchspiel, die noch aus den Lebzeiten des alten Herrn stammte. Die Gesellschaftsräume, welche, im linken Flügel des Hauses gelegen, sonst unbenutzt standen, wurden aufgeschlossen, gelüftet und geheizt, die Überzüge aus grauer Leinwand, welche die Möbel verhüllten, fielen und förderten eine stellenweise allerdings ein wenig verblichene Damastpracht zutage.

Im großen Saale, in welchem bei Gelegenheiten, wie eine Jagd, das Diner eingenommen wurde, stand auf eichenen Wandbrettern altes, schönes Porzellan mit dem Wappen der Ingersheim geschmückt, dunkelgrauer, schwerer Wollstoff verhüllte in tiefem Faltenwurf die Fenster. Auf der breiten, geschnitzten Kredenz an der einen Schmalseite des länglichen Raumes schimmerte das massive, altertümlische Familiensilber. Dreiarmige, von der Decke herabhängende Lampen verbreiteten ein so schwaches Licht, daß dasselbe von einer großen Anzahl Kerzen unterstützt werden mußte. Es machte alles einen feudalen, aber ein wenig düsteren Eindruck, und deshalb hatte Frau von Ingersheim, welcher die Blumenfülle in Lommerdhoff an Frau Irmas Geburtstag imponierte, Margaret gebeten, ihren Geschmack und ihre Geschicklichkeit bei dem Arrangement des Blumenschmucks, welcher der Tafel ein festliches Gepräge verleihen sollte, walten zu lassen.

Margaret traf eine Stunde früher als die andern Lommerdhoffschen Damen in Palkoküll ein, um unter Assistentz des alten Gärtners ihr Großmama Ingersheim gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Sie war sehr kleidsam frisiert und hatte eine gestickte Satzhürze über ihr hellblaues Tuchkostüm gebunden. Es sah aus, als hätte man sie in einen großen, weißen Kittel gesteckt, die Schürze stand ihrem rosigen Gesichtchen gut.

„Wie eine Apfelblüte,“ sagte Frau von Ingersheim, Margaret begrüßend. Sie wußte stets einen neuen Vergleich mit irgend etwas Hübschem für ihren Liebling.

Dann ließ sie Margaret mit dem Gärtner und dem großen Korb voll frischgeschnittener Blumen allein und ging eilig, um sich ihrer Toilette zu widmen. Das Diner war auf Punkt Sechs angelegt, und wie der Diener soeben ge-

meldet, wurde drüben am Waldrande bereits „Herwärts“ geblasen.

Bald hatte die lange Tafel unter Margarets geschickten Händen ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Vor jedem Kuvert lag ein zierlich gebundener Strauß, die Tafelauflage, mit Früchten und Dessertkonfekt beladen, trugen einen zarten Schmuck von feinen Gräsern, zwischen denen blaßlila Asten sich über den Rand des geschliffenen Kelches neigten, welche die pyramidenförmig übereinandergefügten Kristallschalen krönten. Das Pallasfüllsche Treibhaus hatte fast alle seine Blumen und Blüten hergeben müssen, und Margaret hatte außerdem noch einen Vorrat aus Commerdshoff mitgebracht.

Sie war so sehr in ihre Arbeit vertieft, daß sie das Rollen von Wagenrädern auf dem unter der dünnen Schneeschicht hart gefrorenen Boden überhört hatte. Die Jagdgesellschaft war früher zurückgekehrt, als Frau von Ingersheim vorausgesetzt.

Nun war Margarets Werk vollendet, der alte Gärtner hatte mit leerem Korb den Saal verlassen, und Margaret trat in eine der Fensternischen, hinter den herabwallenden Vorhang, und blickte träumerisch in das eintönige Weiß, das jetzt überall dominierte, hinaus. Für sie hatte diese Schneelandschaft etwas unendlich Friedliches; sie, ein Kind des Nordens, fühlte sich durch die winterliche Starre in der Natur nicht beängstigt, während Eva Landry an den langen Oktoberabenden fröstelnd im Schaukelstuhl lag und den Frühling herbeisehnte.

Wenn es doch wenigstens erst Weihnachten wäre!

Hans Joachim, der vor zwei Wochen in seine Garnison zurückkehrte, hatte kürzlich seiner Mutter geschrieben, daß er noch nicht genau wüßte, ob er zu Weihnachten einen Urlaub, der über ein paar Tage nicht hinausging, nehmen könnte. Zu Ostern hoffe er aber bestimmt, auf längere Zeit nach Hause zu kommen. An diese Aussicht klammerte sich Eva.

Sie vermied Hans Joachim mehr, als sie sich dies einzugestehen wagte. Seit seiner Abreise erschien ihr Commerdshoff nicht mehr so freundlich und sonnig, wie vorher.

Sie fing an, nach irgendeinem unbestimmten Etwas Heimweh zu fühlen, sie sehnte sich und kannte doch nicht das Ziel ihrer Sehnsucht. Sie gab das frühe Aufstehen am Morgen auf, bat häufig, daß man das erste Frühstück

auf ihr Zimmer schicken möge, und verträumte dann den Vormittag auf der Couchette. Ihre Stimmung sank noch mehr, wenn statt der Herbstsonne ein grauer Regenhimmel in ihr Zimmer schaute, sobald sie des Morgens erwacht war und das Mädchen die Fensterrouleaux emporzog.

„Dieser schreckliche Regen,“ klagte sie einmal über das andere, und Hans Jürgen lächelte dann über den Eifer der jungen Frau, sich über den Stand des Barometers zu informieren. „Sie sind ja bitterböse auf den Regen,“ neckte er sie, „und haben lange nicht so viel Grund dazu, wie ich, denn um spazieren zu gehen bei nasser Witterung, dazu sind Gummimäntel und Gummischuhe da, aber was fängt ein armer Landwirt an, der noch eine hübsche Anzahl Vierhöffstellen Kartoffeln aufzunehmen hat und dem der Regen nun einen gewaltigen Querstrich macht.“

Hans Jürgen hatte eine halb väterliche, halb wevalereste Art, mit Eva umzugehen. Er versuchte es oft, wenn er merkte, daß sie auf dem Wege war, Grillen zu fangen, sie durch einen Scherz zu zerstreuen.

„Nehmt Euch ihrer an, sie ist so verlassen,“ hatte Hans Joachim seine Eltern beim Abschied gebeten und auch an Margaret diese Bitte gerichtet. Frau Irma wurde es in ihrer gütigen Weise nicht schwer, Evas Vertrauen zu gewinnen, wenn sich auch zwischen ihnen, da beide in ihrem Charakter so grundverschieden waren, kein richtiges Einvernehmen, kein rückhaltloses Verständnis anbahnen konnte.

Frau Irma betrachtete Eva gleich Lieselotten als ihr Pflegekind, und beide bereiteten ihr manche sorgenvolle Stunde, wenn sie über das Wesen und die Zukunft der jungen Geschöpfe, die das Schicksal ihr ins Haus geführt, nachdachte. Beide waren noch sehr erziehungsbedürftig.

Was aber bei Lieselotten selbstverständlich war, erschien bei Eva befremdend. Denn Lieselotte war noch ein halbes Kind, während Eva bereits den Ernst des Lebens kennen gelernt hatte.

Beiden hatte der Tod die Menschen, die ihnen am nächsten gestanden, geraubt; Lieselottens Innenleben vertiefte sich durch die Trauer, die sie um ihren Vater trug. Das Gefühl, allein dazustehen, erweckte in ihr ein energisches Selbstbewußtsein — Eva dagegen dachte immer seltener an ihren verstorbenen Mann und empfand das Verlangen, von

einer ihr helfenden, starken Hand gestützt und getragen zu werden.

Wie würde sich Evas Zukunft gestalten? Mit dieser Frage beschäftigte sich Frau Irma oft. Am besten für sie wäre eine zweite Heirat.

Der Gedanke, daß ihr Stiefsohn ein wärmeres Interesse für die schöne, junge Frau gefaßt, stieg wiederholt in ihr auf. Ihr Gatte beruhigte sie zwar über diesen Punkt, doch nicht so überzeugend, daß nicht von Zeit zu Zeit allerhand weitere Vermutungen und Bedenken in ihr wachgeworden wären.

Sie war zu feinfühlig, um nicht bald zu entdecken, daß Eva Hans Joachim vermifste.

„Aber das tun wir ja alle,“ beschwichtigte sie Hans Jürgen, als sie mit ihm davon sprach. „Daß sie den Jungen gern hat, versteht sich von selbst. Als ob es keine Freundschaft geben könnte zwischen einer Frau und einem Manne.“

„Gibt es auch nicht,“ beharrte Frau Irma nach ihrer Ansicht. „Weißt du, ich kenne ein Gedicht, das so schließt:

Entweder es verliebt sich die Frau,  
Ist dann der Mann auch verloren,  
Und sie sind beide nicht so schlau,  
Dann lösen sich bald alle Bande —  
Die Freundschaft verläuft im Sande.  
Denn Freundschaft zwischen Mann und Weib  
Mit hochidealen Zielen  
Dünkt manchem ein hübscher Zeitvertreib,  
Ich nenn' das „mit Feuer spielen“.

Nein, nein, Hans Jürgen, Liebe kann unter Umständen sich in Freundschaft verwandeln, aber gewöhnlich ist eine solche Freundschaft doch nicht dauernd. Glaube mir, darin sind wir Frauen scharfsichtiger; ich meine, Eva Landry ist sich eben noch nicht klar über ihre Gefühle für Hans Joachim, aber absolut freundschaftlicher Art sind dieselben gewiß nicht. Und so gern ich die kleine Frau im Grunde habe — so —“

„Irma, in dir regt sich bereits die Schwiegermutter,“ unterbrach Hans Jürgen lachend seine Frau.

„Als ob ich nicht reizend sein würde als eine solche,“ erwiderte Irma scherzend.

„Gewiß, nur Frau von Ingersheim dürfte dir Konkurrenz machen.“

„Aber so nimm die Sache doch ernst, Hans Jürgen! Eva ist wirklich keine passende Frau für unsern Jungen.“

„Mache dir nur keine unnütze Sorgen, mein Kind, Hans Joachims Interesse für Eva entspringt nur der ausgeprägten Ritterlichkeit seines Charakters, aber nicht einer Herzensneigung.“

Margaret und Eva waren einander nicht sehr nahe getreten — der beiderseitige Altersunterschied betrug allerdings sieben Jahre, es bestand zwischen ihnen jedoch nicht einmal jene Freundschaft, wie sie oft zwischen einem jungen Mädchen und einer älteren Frau existiert; eine Freundschaft, bei welcher die Jüngere zu der Erfahrenen emporschaut und sie zur Vertrauten ihrer Herzensgeheimnisse macht.

Da war Lieselotte doch ganz anders, die fürchtete sich vor gar nichts und wollte alles Neue, das sie in Lommerdhoff sah und hörte, gründlich kennen lernen. Von den Söhnen war sie sofort begeistert, und daß sie im Frühjahr reiten würde, wie sie es daheim gewohnt, nahm sie als selbstverständlich an.

„Papa hat recht, wenn er sagt: Lieselotte sei ein ganzer Kerl,“ dachte Margaret, während sie aus der Finsternis in die stille weiße Szenerie hinausschaute.

Es war die Rede davon gewesen, Lieselotte für eine Zeitlang nach Reval zu senden, damit ihre Bildung — sie war zu Hause von einer Gouvernante, welche die Klassen eines Moskauer Instituts absolviert, unterrichtet worden — dort den letzten Schliff erhielt, allein Hans Jürgen und seine Frau fanden es doch richtiger, das junge Mädchen sich in die ihm neuen Verhältnisse einleben zu lassen, ehe man es andern Händen anvertraute. Der Pastor unterrichtete Lieselotte in Kunstgeschichte und Literatur, Mademoiselle in Musik und Französisch, welches letztere sie bereits ziemlich geläufig sprach.

„Ich habe meiner Lehrerin viel Mühe verursacht,“ erklärte sie ihrem Vormund, „ich lernte nur dann, wenn ich wollte, jeder Zwang war mir unerträglich.“

Es erwies sich jedoch, daß sie trotzdem recht viel gelernt hatte; sie besaß eine rasche Fassungsgabe und ein brillantes Gedächtnis.

Selbstverständlich machte sie das Palloküllsche Diner nicht mit und Eva ihrerseits fand in ihrer Trauer einen guten Grund, um zu Hause zu bleiben. Sie fühlte sich immer fremd

in der Gesellschaft, und obgleich sie einmal Hans Joachim versicherte, daß sie nicht nur das Land, sondern auch seine Leute kennen lernen wolle, so waren ihr dennoch die Commerdhoff'schen Nachbarn höchst gleichgültig. —

„Mama und Mademoiselle werden gewiß gleich eintreffen,“ sagte sich Margaret. Sie spähte in der Richtung hinaus, aus welcher das Commerdhoff'sche Coupé in den Hof einfahren mußte.

Mademoiselle amüsierte sich gern, und Frau Irma in ihrer liebenswürdigen Weise bot ihr, so oft es anging, die Gelegenheit dazu. Mademoiselle würde heute in einer neuen Toilette prunken, welche sie bisher, um den Effekt derselben zu erhöhen, noch keinem menschlichen Auge zugänglich gemacht hatte.

Margaret lächelt bei dem Gedanken an die Aufregung der Französin, wenn es galt, sich mit etwas Neuem zu schmücken. Plötzlich vernimmt sie, daß die Tür hinter ihr geöffnet wird, und zugleich schlägt ihr eigener Name an ihr Ohr.

„Margaret hat alles so dekoriert,“ sagt Frau von Ingersheim, „sieh nur, wie wunderhübsch sich die Asten annehmen.“

„Ja, sehr hübsch,“ bestätigt Harald.

„Überhaupt,“ fährt Frau von Ingersheim fort, „du ahnst gar nicht, was alles in Margaret steckt, so viel Gutes und Tüchtiges.“

Margaret in ihrem Versteck wagt kaum zu atmen. Soll sie etwa hervortreten, um sich von der guten Großmama, die in ihrer Liebe zuweilen übertreibt, so recht ins Angesicht loben zu lassen?

„Gewiß,“ gibt Harald etwas zerstreut zu. Er mustert die Weinflaschen auf der Tafel und hat deshalb eben keine rechte Zeit dazu, Margarets Vorzüge gebührend anzuerkennen.

„Sindest du nicht auch,“ sagt Frau von Ingersheim, deren Meinung nach man stets die Gelegenheit beim Schopf fassen mußte, „daß es besonders festlich hier aussieht, nur die Hauptsache fehlt dieser Tafel — überhaupt dem ganzen Hause — eine Hausfrau.“

„Nun, ich denke, du bist doch da, Mutter.“

„Ich meine, deine Frau, Harald.“

„Ach, liebe Mutter —“

Harald kam sich eben wirklich wie ein Opferlamm vor. Er war bereits im Gesellschaftsanzug, die andern Herren würden wohl auch sogleich den Wechsel ihrer Toilette beendet haben, es war wirklich nicht der passende Moment für ihn, das alte Lied seiner Mutter anzuhören. Er mußte sich seinen Gästen widmen.

„Ich werde mal nachsehen, ob die Zigarrenkiste geöffnet ist,“ erwidert er ablenkend. „Du erlaubst, Mama?“ Aber die alte Dame konnte unter Umständen sehr hartnäckig sein.

„Mein lieber Junge,“ sagte sie schnell in einem ganz weichen, zärtlichen Ton, „es ist dir doch oft aufgefallen, daß Margaret ihrer Mutter sprechend ähnlich sieht.“

„Allerdings,“ gab Harald, der den Türgriff bereits in der Hand hielt, zu.

„Warte noch einen Augenblick, mein Sohn, höre weiter — wie wäre es, wenn du dir die Sache überlegtest und zu dem Entschluß kämest, mir Margaret als meine Tochter zuzuführen?“

„Aber Mutter —“

Harald Ingersheim lachte herzlich und unbedeutend, „Margaret ist ja noch ein Kind. Tu' mir den Gefallen und laß sie ganz aus dem Spiel.“

„Wirklich, Harald, überlege es dir!“

„Das brauche ich nicht. Ich habe Margaret gern, weil ich sie seit ihrer frühesten Kindheit kenne, aber zu meiner Frau werde ich sie niemals machen. Bitte, schlage dir diese Hoffnung ganz aus dem Sinn, Mutter.“

Frau von Ingersheim seufzte vernehmlich. Da schritt ihr Sohn rasch auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

„Mutter — ich sehne mich nicht nach einer jungen Frau. Die Häuslichkeit, die du mir bietest, genügt mir vollkommen. Ich bin wunschlos zufrieden. Komm, wir wollen zu unsern Gästen, und sei nicht betrübt darüber, daß ich zu deinem Vorschlag nicht Ja und Amen sagte. Dich habe ich ja am liebsten, aber es scheint, daß du durchaus teilen willst, behalte doch meine Liebe ungeschmälert,“ schloß er scherzend.

„Es ist ein Herzenswunsch von mir, Margaret einst hier als Herrin zu wissen,“ erwiderte die alte Dame gedrückt.

„So gern ich deine Wünsche erfülle, — diesmal kann ich es nicht,“ versetzte Harald ernst, „außerdem darf ich ein so junges Leben, wie das Margarets, nicht an mein alternendes fetten.“

„Als ob das ein Unglück wäre! Du bist in den besten Jahren, einige Zwanzig älter als Margaret — was will das sagen?“

„Ich bitte dich, Mutter, dringe nicht weiter in mich! Es ist mir peinlich und der Gedanke an eine Heirat zwischen Margaret und mir einfach unmöglich.“

„Sie ist doch ein so liebes, ein so reizendes Kind,“ sagte Frau von Ingersheim und schritt dann durch die Tür, welche ihr Sohn für sie offen hielt, hinaus.

Stets dazu geneigt, für ihren Harald eine passende Lebensgefährtin zu entdecken, hatten Evas hingeworfene Worte: daß Margaret und Harald gut zueinander passen, den Gedanken an eine Verbindung der beiden in ihr angeregt.

Nun leider war eingetroffen, was sie ahnend gefürchtet: der schöne Plan scheiterte an Haralds Widerspruch. Daß auch Margaret Nein sagen könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Sie war zu fest davon überzeugt, daß ihr Sohn sich keinen Korb holen würde, wo er auch anklopfte. — —

Die Commerdhoffsche Equipage donnerte in den Hof, Margaret achtete nicht darauf und regte sich nicht. Wie gebannt verharrte sie, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Das, was sie unfreiwillig soeben vernommen, benahm ihr fast den Atem. Sie war außer sich. Wie hatte Großmama etwas so Taktiloses sagen können. Eine glühende Röte stieg in ihr bis in die Schläfen. Sie kam sich unendlich gedemütigt vor. Sie und Onkel Harald — Mann und Frau — welche eine unmögliche Vorstellung!

Und doch fühlte sie sich durch Haralds strikte Ablehnung verlezt. Vielleicht war ihre Eitelkeit vornehmlich in Mitleidenschaft gezogen.

Jedenfalls hatte Großmama nicht schön gehandelt, als sie solche Dinge zur Sprache gebracht. Sie, Margaret, würde ja nun Onkel Harald nicht mehr unbefangen in die Augen sehen können.

Und bis jetzt hatte sie doch so vieles mit ihm geteilt, hatte mit ihm geplaudert, wie mit ihrem besten Freund, freilich, es hatte sie ja bereits gewurmt, daß er sie so ganz als Baby behandelte. Nun hatte er ihr soeben einen förmlichen Korb gegeben. Hinter ihrem Rücken allerdings. Aber ein Korb blieb es trotzdem.

Sie hatte ja nicht die mindeste Lust dazu, Frau von Ingersheim zu werden. Was Großmama sich eigentlich

dachte? Sie empfand durchaus keine Neigung zum Heiraten. Es war viel zu schön zu Hause bei den Eltern und Geschwistern.

Großmama hatte sie wie eine Ware ihrem Sohn angeboten. Darüber war sie empört, das hatte sie tief verletzt. Jedenfalls sollte Onkel Harald sich unter keiner Bedingung einbilden, daß sie mit den Plänen seiner Mutter einverstanden sei.

Sie würde sich in ihren Mädchenstolz einhüllen, wie in einen undurchdringlichen Panzer. Fürs erste fühlte sie sich so unglücklich wie noch nie vorher. Am liebsten hätte sie sich ausgeweint, um ihrer seelischen Erregung Luft zu schaffen, aber sie bezwang tapfer dieses Gefühl, denn mit rotgeweinten Augen konnte sie unmöglich in Großmamas Salon erscheinen.

Sie straffte ihre schlanke Figur energisch empor und warf ihren Kopf hochmütig in den Nacken. Ein unsinniger Wunsch blitzte in ihr auf. Welch eine Genugtuung wäre es für sie, Welch ein berauschender Triumph, wenn Harald Ingersheim einst zu ihren Füßen liegen und um ihre Hand betteln würde.

In eigigem Ton würde sie ihm erwidern: „Ich bedauere sehr — aber ich —“ hier stockte Margaret, sie wußte selbst nicht, was man in solchen Fällen sagt, in welches Gewand man das Nein kleidet. Ein Korb soll ja eigentlich nie verletzen; man verbirgt den Stachel, den derselbe in sich trägt, gewöhnlich zartfühlend in einer milden Form. Wie konnte sie nur das Verlangen haben, ihren Onkel Harald zu demütigen.

Aber hatte er ihr denn nicht soeben das gleiche angetan? Seine Mutter hatte sie ihm zur Frau vorgeschlagen und er hatte sie verschmäht.

Sie schämte sich sofort der Regung, in welcher es ihr eine Wonne gedünkt, gegen ihn schroff und abweisend sein zu können. An all der Verwirrung, welche immer mehr und mehr von Margarets Herz Besitz ergriff, waren nur die Worte schuld, welche Haralds Mutter in bester Absicht gesprochen hatte.

Sie hatte sich so sehr auf den heutigen Abend gefreut, nun mußte sie sich gewaltsam zusammennehmen, um ihre Verstimmung nicht zu verraten. Vor allen Dingen durfte die Mama nicht merken, daß ihr etwas fehlte.

Niemand in der Gesellschaft ahnte, daß sie heimlich mit

ihren Tränen kämpfte. An diesem Abend bestand sie zum erstenmal die Feuerprobe, welche der gesellschaftliche Zwang so oft unerbittlich erheischt.

Die Stunden dünkten ihr endlos und sie atmete erlöst auf, als der Diener meldete, daß die Commerdhoff'sche Equipage vorgefahren. Kalt und leblos lag beim Abschied ihre Hand in derjenigen Haralds; sie vermied seinen Blick und war auf der Heimfahrt so stumm, daß ihre Mutter sie fragte, ob ihr etwas fehle?

„Sie war vorhin ein bißchen zu lebhaft bei Tisch, nun kommt die Reaktion,“ bemerkte Hans Jürgen.

Um in ihr Zimmer zu gelangen, mußte Margaret an Lieselottens Tür vorüber — vor derselben lag wie gewöhnlich Irlick und knurrte leise im Schlaf, als Margaret an ihm vorbeischrift.

„Glückliche Lieselotte,“ dachte Margaret, „sie kennt so etwas nicht, wie ich es heute erlebt habe.“

Zum erstenmal fand sie vor Kummer keinen Schlaf bis zum späten herbstlichen Morgengrauen.

## Zehntes Kapitel

Frau Irma war nicht wenig überrascht, als am folgenden Tage Margaret die Bitte an sie richtete, ihr zu erlauben, der wiederholt an sie ergangenen Aufforderung einer Kusine ihres Vaters in Reval zu einem längeren Besuche Folge zu leisten.

Eigentlich war Margarets Aufenthalt bei der Baronin Willrod erst für den Februar in Aussicht genommen worden. Sie sollte dann im März den Aktienball mitmachen und somit in die größere Geselligkeit eingeführt werden.

Sie bettelte so lange, bis die Mutter ihr versprach, ihren Wunsch dem Vater gegenüber zu befürworten. So ward noch am Abend desselben Tages beschlossen, daß Margaret bis Mitte Dezember der Gast der Baronin Willrod sein sollte.

Es war eine etwas abenteuerliche Idee von ihr, nach dem, was sie gestern gehört, sogleich mehr denn hundert Werst zwischen Harald Ingersheim und ihre Person legen zu wollen, allein das einzige Mittel, einem häufigen Bei-

sammensein mit ihm im Laufe der nächsten Zeit zu entgehen. Sie wollte das Zusammentreffen mit ihm vermeiden, bis sie den Eindruck, den sie gestern empfangen, überwunden. Sie wußte ihm bis zu ihrer Abreise aus Commerdshoff auch geschickt auszuweichen, und ihren Abschiedsbesuch in Pallofüll machte sie, als sie die Sicherheit hatte, ihn nicht zu Hause zu treffen.

Frau von Ingersheim küßte sie mit nassen Augen: „Ich werde dich so sehr vermissen, mein Sonnenschein.“

Wie es sich traf, hatte Hans Jürgen zu der Zeit, als die Baronin Willrod Margarets Besuch erwartete, eine geschäftliche Abwicklung in Reval und brachte selber seine Tochter zu seiner Kusine, welche das junge Mädchel mit offenen Armen empfing und ihr allerhand gesellige Vergnügungen, Theater, Konzerte und Hausbälle, in Aussicht stellte.

An Zerstreuung würde es Margaret jedenfalls nicht fehlen; sie war der Tante dankbar, daß diese es übernahm, für ihr Amüsement zu sorgen. Sie war froh, eben in Reval sein zu dürfen. „Harald Ingersheim sollte sich nur ja nicht einbilden, daß sie in Commerdshoff auf einen Antrag von ihm warte,“ dachte sie mit einer sonderbaren Logik. — Sie sagte in ihren Gedanken nie mehr „Onkel Harald“.

„Sie ist ganz reizend,“ äußerte sich die Baronin Willrod in einer Zwiegespräche mit ihrem Vetier über Margaret.

„Tu' mir den Gefallen, Sophie, und mache die Kleine nicht eitel. Ich weiß, du redest gern im Superlativ,“ entgegnete Hans Jürgen gelassen und nickte seiner Tochter zu, welche eben das Zimmer betrat.

Er leerte sein halbgefülltes Rotweinglas, erhob sich mit einem „du erlaubst, Sophie, aber Reisende soll man nicht aufhalten,“ und küßte der Baronin zum Abschied die Hand.

Die Postpferde standen bereits vor der Haustür. Jürgen benutzte ungern den Zug nach K., weil er sich dann natürlich nach dem Fahrplan richten mußte, während Margaret ihren Vater in den Vorsaal begleitete.

„Auf Wiedersehen, lieber, lieber Papa, grüße Mama und alle andern zu Hause,“ flüsterte sie, ihre Wange an seinen Rockärmel schmiegend.

„Leb' wohl, mein Kind, und bleib' gesund. Hör' mal, was soll denn das heißen? Ich glaube gar, du weinst?“

„Ach nein, Papa,“ schluchzte Margaret.

„Ja, sag' mir nur, was um alles in der Welt bedeutet das? Es war doch dein eigener Wunsch, Tante Sophie zu besuchen! Nimm dich zusammen! Da kommt Anton mit meinem Pelz. Oder möchtest du am Ende mit mir nach Hause fahren? Sag' es gerade heraus — die Pferde können warten, bis dein Koffer gepackt ist.“

„Nein, nein, Papa, aber die Trennung von dir fällt mir so schwer und da kommen die dummen Tränen.“

„Nun, weißt du, liebes Kind,“ das ist noch lange kein Grund, wie ein Schoßhund zu heulen. So was nennt man Gefühlsduselei. Zu Weihnachten holen Mama und ich dich ab; bis dahin bleib' hübsch gesund und werde nicht nervös. Es klingt so entsetzlich albern, wenn junge Mädchen von angegriffenen Nerven sprechen. So etwas beruht oft nur auf Einbildung, und dergleichen vertrage ich nicht, das weißt du; was soll außerdem Tante Sophie davon halten, wenn du den Kopf hängen läßt? Und nun leb' wohl und sei vernünftig.“

Hans Jürgen sah außerordentlich feudal und stattlich aus in seinem Biberpelz. Er ließ sich von Anton, dem Willrodschen Bedienten, die Pelzdecke sorglich über die Knie breiten und nickte seiner Tochter mit freundlichem Lächeln zu, seine großen Fausthandschuhe, welche er als Bündel in der Hand hielt, mit stummem Abschiedsgruß schwenkend.

Die geduldigen Postgäule erhoben ihre Köpfe, zogen mit einem gewohnheitsmäßigen Ruck an und gleich darauf entschwand der Schlitten hinter einer Straßenbiegung Margarets Blicken.

„Kind,“ sagte die Baronin Willrod und sagte Margaret leicht um die Taille, „kleide dich um, ich lasse anspannen und wir machen bei der Generalin Elm Visite. Sie läßt nächstens bei sich tanzen und Tableaux stellen und bat mich, dich ihr zu bringen.“

„Tante Sophie meint es so gut mit mir,“ sagte sich Margaret. „Ich will versuchen, mich nach Herzenslust zu amüsieren.“

Im Grunde ihrer Seele schlummerte ein Gedanke: sie hoffte zu gefallen und wünschte, daß es zu Haralds Ohren käme, daß man sie der Beachtung wert fand. — —

Hans Jürgen fuhr, froh, die Stadt hinter sich zu haben, auf der Landstraße mit ihren tiefen Wegegleisten dahin, ärgerte sich über die Gruben, welche er indessen mechanisch und gewissenhaft zählte. „Dreiundsechzig“, sagte er sich,

als er auf der ersten Station angelangt war, „die Spiritustransporte haben den Weg wieder einmal nett zugerichtet.“

Die Postglocken läuteten eintönig, der Postillon hatte ab und zu einen kurzen Zuruf für seine Pferde, die, nachdem sie durchs Traben warm geworden, ein wenig rascher und gelenkiger auszugreifen begannen.

Mit der Miene des gewiegten Pferdekenners, der sich unwillkürlich für jeden Rosseshuf interessiert, musterte Hans Jürgen das rechte Deichselpferd:

„Oeselsche Zucht. Hat vor X=Zeiten was getaugt,“ brummte er in seinen beeisten Bart.

Die stille winterliche Gegend zog in monotonen Bildern an seinem Auge vorüber. Seine Gedanken schweiften in die Vergangenheit. Wollte Gott, daß Hans Joachim ein gleiches Glück beschieden würde, wie er es an Irma Monforts Seite gefunden, ein Zusammenleben mit der Frau, die ebenso gut wie klug, ebenso treu wie tapfer war.

Es ließ sich nicht leugnen, daß Hans Joachim seinem Vater dennoch Sorge bereitete, denn letzterer konnte sich des unangenehmen Vorgefühls, daß Hans Joachim aus seinen Beziehungen zu Eva Landry allerlei unvorhergesehene Konflikte erwachsen würden, nicht erwehren, obgleich er seiner Frau gegenüber den Fall „Eva und Hans Joachim“ so harmlos als möglich darstellte. Er wollte sie nicht noch mehr beunruhigen.

Hans Joachim schrieb seinen Eltern nach wie vor nicht häufig, meist nur Postkarten, die mitteilten, daß er gesund sei und viel zu tun habe. Mit Eva korrespondierte er allerdings öfter. Sie bestellte jedesmal nach Empfang eines Briefes von ihm Grüße. Aber der Briefwechsel zwischen beiden gehörte nicht zu jenen, welche viel geistige Anregung bieten, wo aus jedem neuen Brief im Empfänger desselben der Wunsch ersteht, auf alle einzelnen Punkte des Schreibens einzugehen und den Gedankenaustausch zu einem intensiveren zu gestalten, wo man nicht nur aus den Zeilen, sondern auch zwischen denselben liest.

Es waren meist nur Garnisonereignisse, die Hans Joachim der jungen Frau schilderte, die Feder bedeutete für ihn keine Vermittlerin geistreicher Einfälle oder drolliger Plaudereien. Ein so guter Plauderer er war, auf dem Papier Erlebtes und Empfundenes zu schildern, diese Gabe war ihm versagt.

Evas Briefe brachten keine Erlebnisse, sie führten eine

Sprache, die keinen besonderen Ausdruck hatte, sie glitten über die Gegenwart hinweg, weil diese für Eva inhaltslos war, und sie redeten von der Zukunft wie von etwas, dem man mit Bangem und zagem Hoffen, nicht mit Vertrauen und Mut oder mit Ergebung und Resignation entgegenblickt. —

Hans Jürgens Ankunft war den Seinigen eine Überraschung. Seine Rückkehr aus Reval hätte eigentlich am nächsten Tage erfolgen sollen.

Lieselotte, welche die Postlocken zuerst vernommen, flog ihm rot vor Freude in der Halle entgegen.

Sie hatte mit dem ganzen Ungestüm ihres Herzens, dem der Tod das, was es lieb gehabt, genommen, eine Schwärmerei für den Mann gefaßt, der ihr jetzt den Vater ersetzte. Sie nannte ihn, seinem Wunsch gemäß „Onkel Hans“ und war ihm gegenüber so kindlich und vertrauend, wie gegen keinen andern Menschen.

Irlick sprang an dem heimgekehrten Hausherrn empor, auch er freute sich, denn Hans Jürgen hatte sich sofort die Freundschaft des prächtigen Tieres erworben. Irlick folgte in seinen Sympathien und Abneigungen genau dem Beispiel seiner Herrin.

„Zu Hause bei dir ist es doch am schönsten,“ sagte Hans Jürgen, nachdem erst Lieselotte, dann Eva und Mademoiselle Gutenacht gesagt und das Ehepaar ungestört beieinander saß. Frau Irma, deren fleißige Hände nie ruhten, strickte eine neue Haxe in Ursulas langen schwarzen Strumpf und Hans Jürgen rauchte mit sichtlichem Behagen seine Zigarre.

„Ja, bei dir ist es am schönsten,“ wiederholte er, beugte sich ein wenig vor, ergriff die Hand seiner Frau und zog sie ritterlich an seine Lippen.

Dann sprachen sie über Ernstes und Nebensächliches, über die Kinder, über das, was sich in des Hausherrn Abwesenheit in der Wirtschaft ereignet, über alltägliche kleine Vorkommnisse.

„Noch eins,“ sagte Frau Irma und rollte ihren Strickstrumpf zusammen. „Eva Landry macht mir Sorgen, sie ist nervös, oft ganz apathisch und gibt sich auch keine Mühe, einige Selbstbeherrschung zu üben. Die heutige Post brachte ihr einen Brief, dessen Inhalt sie nicht angenehm berührt haben mußte. Sie kam sogar mit verweinten Augen zu Tisch, und daß sie heute abend still und gedrückt war, ist dir doch ohne Zweifel aufgefallen. Sie überläßt sich zu sehr jeder

momentanen Regung. Ich will nicht unaufgefordert in ihr Vertrauen drängen, bin aber überzeugt, daß ihr heute etwas Unangenehmes widerfahren ist."

"Es läßt sich nichts anders tun, als von der Zeit das Beste zu erwarten," erwiderte Hans Jürgen, war aber im Grunde davon überzeugt, daß die Zeit für Hans Joachim noch manch Unerquickliches in ihrem Schoße berge. Wie aber die Dinge eben lagen, ließen sie sich nicht mehr ändern.

"Es ging doch anfangs so gut mit Eva," fuhr Frau Irma fort, "sie schien heimisch zu werden, blühte förmlich auf, aber seit Hans Joachim fort und die langen Herbstabende begonnen haben, ist sie ganz verwandelt. Wenn sie doch wenigstens eine ausgesprochene Liebhaberei für irgendeine Beschäftigung hätte, wenn sie malte oder Klavier spielte. Was fängt ein Mensch auf die Dauer mit einem pflichtenarmen Dasein an?" schloß Frau Irma und blickte ratlos und bekümmert zu ihrem Gatten empor.

Nach einer Pause sagte Hans Jürgen: "Wir müssen ihr helfen, Irma."

"Als ob ich nicht den Willen dazu hätte! Aber wie das anfangen? Vielleicht ist Commerdshoff doch nicht der richtige Aufenthalt für eine Frau wie Eva Landry. Sie gehört in ein Leben, dessen Pulsschlag rasch geht. Sie fand es hier zuerst nicht einsam, nun aber, seit es im Hause stiller geworden, seit die neue Jahreszeit Veränderungen gebracht, lastet es wie ein Druck auf ihr. Und ich fühle mich verantwortlich für ihr Wohlergehen. Hans Joachim hat sie mir ans Herz gelegt, ich will mich ihrer annehmen nach wie vor, ich würde sie aber ungern als meine Tochter in meine Arme schließen. Und du magst dagegen sagen, Hans Jürgen, so viel du willst, ich bleibe dabei: Eva Landry liebt Hans Joachim."

Hans Jürgen antwortete nicht gleich. Nachdenklich blies er den Rauch aus seiner Zigarre von sich.

"Wenn das der Fall ist," sprach er dann, "so würde ich es in Evas Interesse bedauern. Hans Joachim hätte vielleicht besser daran getan, sich nicht in einem so weitgehenden Maße ihrer anzunehmen. Da dies nun aber geschehen, so müssen wir den Folgen der Tatsache die beste Seite abgewinnen. Hans Joachim ist binnen kurzem Herr seines ganzen Vermögens. Wäre es nicht kleinlich von mir gewesen, hätte ich gegen seine getroffenen Entschlüsse protestiert; daß er

nicht zu weit geht in seiner Großmut, dagegen werde ich steuern, denn auch die Noblesse hat ihre Grenzen. Er hat in einer außergewöhnlich idealen Auffassung gehandelt und ich frage mich ein wenig besorgt, in welcher Weise schließlich dieses ganze Arrangement fortgesetzt werden wird. Das ist und bleibt die Hauptsache; wenn Eva Landry Launen hat oder sich über einen empfangenen Brief aufregt, so berührt uns das nicht weiter. Sie scheint außergewöhnlich wenig Widerstandskraft zu besitzen und auch nicht den rechten Willen dazu, hier heimisch zu werden. Sie sollte sich ein Beispiel an Liefelotten nehmen. Diese lehnt sich nicht auf gegen ein Schicksal, das sie nicht ändern kann. Und nun genug über das Kapitel: Unsere Pflügetöchter. Ich spüre, daß ich alt werde, Irma, die Postfahrt macht ihr Recht geltend, und an die dreiundsechzig Löcher, die ich heute passiert, erinnern mich an meine müden Glieder. Es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen."

---

## Elftes Kapitel

---

Eins der verächtlichsten Dinge auf der Welt ist die schleichende Verleumdung, gegen welche die Opfer derselben machtlos sind. An solche, die schutzlos sind, wagt sich die Verleumdung am ehesten heran, oft unter der Maske der Freundschaft, der geheuchelten Uneigennützigkeit.

Seit Eva Landry in Commerdshoff weilte, hatte sie wiederholt Briefe aus Sadubrovina empfangen. Emilj Swarskys Episteln gehörten zu den uninteressantesten, welche je geschrieben waren aber trotzdem Eva viel willkommener als die Briefe, welche ihr Vetter Ignaz sandte.

Sie hatte keinen einzigen derselben beantwortet und doch ließ sich Vetter Ignaz durch die ablehnende Haltung, welche sie ihm gegenüber behauptete, nicht entmutigen und setzte die einseitige Korrespondenz fort.

Es befremdete Eva, daß er über ihre Lebensweise in Commerdshoff, über alles, was sie betraf, genau unterrichtet war. Sie fand jedoch nicht den Schlüssel zu diesem Rätsel. Zuerst hatte sich Swarsky über ihr Scheiden aus Sadubrovina schmerzlich beklagt, ihr geschildert, wie sehr er

ihr Fernsein empfunden. Er hatte ihr ferner seinen Schutz und seine Hilfe angetragen, als ihr Verwandter besäße er doch eher ein Recht darauf, als die Fremden, in deren Kreis sie sich so wohl zu fühlen scheine.

Aus dem letzten Brief, den Eva empfangen, klang eine ganz neue Tonart. Das „on dit“, die Verleumdung, die wie ein ekles Gewürm sich an das, was rein und unbefleckt, heranwagt, um es zu begeistern, spielte im jüngsten Schreiben des Pan Ignaz eine Rolle. Er schrieb, daß man sich in der Gesellschaft, in welcher Eva noch vor kurzem als ein Stern gegläntzt, über ihre Beziehungen zu Hans Joachim Commerds wundere, daß man Glossen und scharfe Bemerkungen darüber mache. Sie, Eva, habe sich ja von dem jungen Offizier gleichsam entführen lassen, fast unmittelbar nach dem Tode ihres Gatten. Es fiel auf, daß sie die Gastfreundschaft ihr wildfremder Leute solange in Anspruch nahm.

Wenn sie nicht über die Mittel verfüge zur Führung eines eigenen Hauswesens, so wäre es am Platze, künftig ihr Domizil bei ihren einzigen Verwandten, bei den Swarstky's aufzuschlagen. Seine, Ignaz', Schatulle stehe ihr außerdem jederzeit offen.

Er kenne ihre Vermögensverhältnisse nicht, im Fall sie jedoch in der Lage sei, ihren Aufenthalt völlig unabhängig von pekuniären Bedingungen zu wählen, so verstehe er ihren langen Aufenthalt bei Fremden nicht. Sie und Hans Joachim würden mehr besprochen, als es sich mit dem Ruf einer unbescholtenen Frau vertrage. Er, Ignaz, als ihr Vetter, halte sich für verpflichtet, ihr davon Mitteilung zu machen. Es hieße allgemein, daß zwischen ihr und Commerds bereits vor dem Tode ihres Gatten nähere Beziehungen bestanden.

Selbstverständlich halte der Schreiber dieser Zeilen alles für böswillige Verleumdung, aber letztere vielzüngige, zischende Natter ließe sich nicht so leicht zum Schweigen bringen. Er setze voraus, daß diese Nachrichten, die ihr vorzuenthalten sein Gewissen ihm verbiete, ihr den ferneren Aufenthalt in Commerdshoff vermeiden dürften, deshalb schlage er ihr eine Erholungstour in den Süden Frankreichs vor. Am besten wäre es, wenn sie sich ein Rendezvous in Wien oder Warschau gäben. Er plane seine alljährliche, ihm ärztlich verordnete Herbstreise und würde es sich als eine Ehre anrechnen, Evas Reisemarschall zu sein. Da ihre Nerven angegriffen seien, bedürfe sie bedingungslos einer Luftveränderung, neue Ein-

drücke würden sie beleben, ihr Frische und Elastizität wiedergeben. Schließlich bat er, ihn telegraphisch zu benachrichtigen, wann und wo sie mit ihm zusammenzutreffen wünsche, er stehe immer zu ihren Diensten.

„Freckling,“ stieß Eva empört hervor und schleuderte den monogrammgeschmückten Bogen auf den Teppich, zu ihren Füßen. „Welch eine Sprache führt dieser Mensch mir gegenüber, wie wagt er es von Verleumdungen zu reden, die mich nicht verletzen können, die nur ein Gefühl des Ekels, der Verachtung in mir erregen.“

Sie zitterte am ganzen Körper vor Empörung. Es war gut, daß sie den Brief, den Frau Irma der Posttasche entnommen und ihr eingehändigt hatte, auf ihrem Zimmer geöffnet. Hier konnte sie sich ungestört ihren Empfindungen überlassen und gewann Zeit, über den häßlichen Eindruck hinwegzukommen. Nachdem ihre erste Entrüstung, die mehr ihrem Vetter galt, als der Nachrede Fremder, vorüber war, wurde sie ruhiger, aber die Saat, welche die böswillige Verleumdung ausgestreut, keimte und wucherte mit aufdringlicher Schnelligkeit und ließ allerhand Zweifel und widerstreitende Gedanken in Eva wach werden.

Wenn sie auch alles Gerede der Menschen verachtete und auch nicht ganz von der Wahrhaftigkeit ihres Veters überzeugt war, so hatte das „on dit“ in einem Punkte doch vielleicht recht: Sie durfte auf absehbare Zeit hinaus den Commerds nicht zur Last fallen. Eine Zahlung für ihren Aufenthalt in Commerdshoff anbieten, hieße unzart handeln.

Vielleicht war es in der That das Beste, wenn sie für eine Zeitlang auf Reisen ging, aber nicht in Gesellschaft ihres Veters.

Sie hob den Brief auf und zerriß ihn in kleine Fetzen. Sie verabscheute in diesem Augenblick Ignaz. Sie dachte an seine Raubtierphysiognomie, an sein ganzes Gebaren ihr gegenüber, es bedurfte nicht vieles Scharffinns ihrerseits, um zu erraten, daß es keine lauterer Absichten waren, welche ihn dazu veranlaßt, sich, nur ihr Bestes im Auge habend, aufzuspielen.

Sollte sie Hans Joachim, ihrem Freunde, dessen Schutz ihr so wohlgetan, von dem Briefe ihres Veters Mitteilung machen? Sollte sie ihm schreiben, daß sie fort wolle aus dem Hause seiner Eltern, in welches er sie gebracht? Sie konnte ohne ihn nichts über ihre Abreise beschließen, er verwaltete

ihr Vermögen, durch ihn empfing sie in Raten eine bestimmte Summe für ihre persönlichen Ausgaben, freilich, zu einem längeren Aufenthalt im Auslande müßte sie mehr Geld flüssig machen, und dies konnte nur durch Hans Joachim geschehen. Sie war sich ja im Grunde ganz unklar darüber, was sie eigentlich wollte, wonach sie strebte. Ihr Leben hatte einen zu jähen Umschwung erlitten; sie trauerte dem, was sie verloren, nicht nach, sie sehnte sich nicht nach ihrem toten Gatten, sie wußte längst, daß es nicht Liebe gewesen, was sie in seine Arme geführt, sie fühlte aber, daß eine starke Empfindung alle anderen Gedanken in ihr beherrschte, daß es eine unsinnige Sehnsucht nach Hans Joachim war, die sie elend und nervös machte. Mochten sie die Leute doch mit Schmutz bewerfen — ihr Gewissen war rein.

Die zierliche Rokokouhr auf dem Kaminsims von Evas Gemach hatte längst Mitternacht verkündet, aber noch immer schritt die junge Frau auf dem geblühten Dielenläufer, der das Geräusch ihrer Schritte dämpfte, auf und nieder. Sie grübelte und sann, sie rang mit etwas Unsichtbarem und wußte, daß sie unterliegen würde. Eva hielt Einkehr in ihre Seele. Ihr war es, als sänten alle Schleier, welche bisher die innersten Regungen desselben verhüllt, als blide die Sonne hervor mit blendendem Glanz, als wichen wie durch Zauberstab alle Schatten, und nur das Bewußtsein von etwas Heiligem, sie unsagbar Beglückendem blieb — das Bewußtsein ihrer Liebe zu Hans Joachim.

Sie ging an ihren Schreibtisch und nahm seine Kabinettphotographie, die dort den Ehrenplatz inne hatte, zur Hand. Dicht daneben stand das Bild Felix Landrns, aber dem schenkte sie keinen Blick.

„O du — du,“ flüsterte sie und betrachtete Hans Joachims Bild lange, lange, als könne sie sich nicht sattsehen an den hübschen, vornehmen Zügen.

Wie eine Nachtwandlerin war sie während der letzten Wochen umhergegangen, zerfallen mit sich selber, nicht wissend, was ihr die Tage zu solch trostlosen gestaltete.

Nun war sie sehend geworden. Mit der ganzen Kraft ihres jungen Herzens gab sie sich dem neuen Gefühl hin. Sie hatte sich ja immer nach Hans Joachim gesehnt, seit er fern von ihr war, aber daß sie ihn so grenzenlos lieb hatte, das wußte sie erst seit dieser Stunde.

Aber würde er ihre Liebe je erwidern? Es war unwahr-

scheinlich, daß er für sie, die Witwe seines Kameraden, der erst seit acht Monaten im Grabe schlief, nur deshalb so viel getan, weil er ein wärmeres, persönliches Interesse für sie empfand. Mußte nicht ihr Trauerkleid ihn daran gemahnt haben, daß er seine Zeit schlecht gewählt hätte, wenn er sich ihr anders als mit dem Ausdruck achtungsvoller Freundschaft genähert?

Aber die Liebe ist doch nicht von Zeit und von äußeren Verhältnissen abhängig, widersprach Evas Herz ihrer Vernunft, die Macht der Liebe ist zu elementar, um sich unterdrücken zu lassen, sie braucht sich ja nicht, wenn die gesellschaftlichen Rücksichten dies verbieten, in Worte zu kleiden, aber sie kann trotzdem da sein und fortbestehen. Jedenfalls bin ich Hans Joachim nicht gleichgültig, denn sonst hätte er sich meiner nicht in einer so selten ritterlichen Weise angenommen, sagte Eva mit glücklicher Genugtuung. In ihrer Weise erblickte sie nun Menschen und Dinge von einem ganz veränderten Standpunkt.

Vorderhand dachte sie nicht mehr an eine Abreise aus Commerdshoff, es war nur eine törichte Aufwallung bei ihr gewesen, der Brief hatte sie zu sehr irritiert und doch mußte sie demselben dankbar sein, denn durch ihn war ihr die Erkenntnis ihrer Liebe, welche sie sich vorher nicht eingestanden, voll zum Bewußtsein gelangt.

Unter diesem Eindruck setzte sie sich an den Schreibtisch und begann dem Fernen, dem sie in dieser Stunde ihre Seele zu eigen gegeben, zu schreiben. Heute reiheten sich die Sätze spielend aneinander; immer reichere Gedanken strömten Eva in die Feder — ein weicher, zärtlicher Hauch ging durch die Briefblätter und diesmal blieb auch der Raum zwischen den Zeilen nicht leer.

Für solche, denen eine derartige Schrift verständlich stand dort zu lesen: Säume nicht zu lange, Hans Joachim — komm, denn ich verzehre mich in Sehnsucht nach dir!

\* \* \*

Frau Irma war am folgenden Morgen angenehm überrascht, als Eva zeitig zum ersten Frühstück erschien, frisch und rosig, trotzdem sie nur wenige Stunden geschlafen. Ein eigenes Leuchten, das von heimlichem Glück redete, stand in ihren Augen. Sie plauderte so hübsch und lebhaft, daß Hans Jürgen länger als gewöhnlich vor seiner leeren Teetasse sitzen blieb.

Als ihm der Gutsinspektor gemeldet wurde und er seinem Arbeitszimmer zuschritt, murmelte er vor sich hin: „Es sollte mich nicht wundern, wenn mein Junge doch noch sein Herz an diese reizende Here verliert; und wenn er es getan hat, so heiratet er sie vom Fleck weg, und sagte man ihm auch tausendmal, Eva Landry sei nicht die Rechte für ihn, er tut's trotzdem, denn er ist mein Sohn, und wir Commerds kennen in Herzens- und Ehrensachen nur unseren eigenen Willen.“

---

## Zwölftes Kapitel

---

Es war an einem Nachmittag in den ersten Tagen des November, als Hans Joachim Eva Landrys letzten Brief empfing. Derselbe mutete ihn so ganz anders an, als Evas vorher an ihn gerichtete Schreiben. Er las ihn zum zweiten Male aufmerksam durch und verschloß ihn dann in ein Fach seines Schreibtisches.

Diese Frau war und blieb für ihn ein Rätsel. Nach all dem Unklaren, Unfertigen, das lezt hin aus ihren Worten gesprochen, war es eine ganz neue Lebensauffassung, welche sie nun zu beseelen schien.

Er sah sie im Geiste vor sich voll Hoffnung und Mut, dem Dasein das, was dasselbe doch jedem jungen, strebenden und kämpfenden Menschenkinde an Glück schuldig, abzurufen. Sie schien in seinen Augen nicht mehr das Kind, welches das wirkliche Leben nicht zu nehmen verstand, auch nicht die Salondame, die nur nach den Eindrücken, die sie auf dem Parkett gewann, urteilte, sondern er erblickte in ihr plötzlich einen Menschen, der sich seiner Individualität bewußt geworden, der sich ausleben wollte nach seinem Willen, je nachdem, widerwillig, indolent oder gern demselben anbequemte, nein, der selber handelnd ihren Lauf lenkte.

Hans Joachim empfand eine aufrichtige Freude über den lebhaften, warmen Ton, welcher Evas Brief durchströmte — aber das Lesen zwischen den Zeilen verstand er nicht, obzwar er allerdings instinktiv fühlte, daß Eva ihn mehr, als sie das mit Worten eingestand, in ihre Nähe sehnte. Er blieb jedoch trotzdem völlig harmlos und ahnte nicht, daß es die Liebe zu ihm war, die ihrem Schreiben diese neue

ihn sympathisch berührende Form verliehen. Daß sie gern in seiner Gesellschaft war, erschien ihm natürlich, sie hatte ihm erlaubt, sich als ihren Freund betrachten zu dürfen, und viele gemeinschaftliche Erlebnisse woben ein Band zwischen ihnen.

Einem Menschen, der ihr nicht sympathisch war, hätte sie es auch schwerlich gestattet, sich in der Weise, wie Hans Joachim es getan, um ihr Wohl und Wehe zu bekümmern. Die Mama hatte zweifellos zu schwarz gesehen, als sie ihm angedeutet, daß Eva neuerdings meist sehr wortkarg sei und an Stimmungen leide, die ihr selber am schlimmsten zu schaffen machten, besonders da es ihr an Willenskraft, sich zu ändern, mangle.

Die frühe Abenddämmerung war hereingebrochen. Hans Joachim liebte diesen Übergang von den mattroten Spuren der Sonne am Horizont bis zum tiefsten Dunkel des mondlosen Abends, und er dehnte die Dämmerstunde gern aus. Hans Joachim fühlte sich so behaglich in seiner Junggesellenhäuslichkeit, daß ihn mancher Ehemann, trotz Frau und Kind, um dieselbe beneiden konnte.

Die Haustürglocke erscholl mit kurzem schrillen Ton. Es kam fast täglich vor, daß sich einer oder der andere von Hans Joachims Kameraden bei ihm zur Nachmittagsteestunde einstellte. Heute war es Hans Joachims Kamerad, Sellberg, der, von einer Urlaubsreise nach Wilna zu Verwandten heimgekehrt, als willkommener Gast erschien.

„Stephan, steck die Lampe an! Mach es dir bitte bequem, Sellberg, hier sind Zigarren. So. Nun schieß los — was hast du erlebt, du pflegst ja immer mit mehr Nutzen zu reisen als andere Sterbliche. Wenn unsereiner nichts zu erzählen hat, als allenfalls von Zugverspätung oder einem betrunkenen Passagier, so hast du einen halben Roman hinter dir.“

„Trotzdem hat mich noch niemand zu einem Romanhelden gestempelt, was bei dir nächstens der Fall sein wird. Ein bißchen ungewöhnlich ist und bleibt die Sache ja allerdings.“

„Ich ein Romanheld?“ fragte Hans Joachim lächelnd.  
„Daß ich nicht wüßte!“

„Doch, doch,“ nickte Sellberg, „ich erzähle dir's nachher, Sommerd, zuerst will ich erfahren, was während meiner achtägigen Abwesenheit hier passiert.“

„Ich traf gestern Fräulein von Delmoffsky auf dem Eise.“

„So,“ meinte Sellberg gleichgültig, aber der gespannte Ausdruck seiner Augen harmonierte nicht recht mit seiner lakonischen Äußerung.

„Das gnädige Fräulein fragte auch nach dir,“ fuhr Hans Joachim lächelnd fort. „Fräulein Eugenie hoffte, den Ball, den unser Offizierkorps in der nächsten Woche veranstaltet, mitzumachen, sie wird ihren Besuch bei ihrer Freundin noch um vierzehn Tage verlängern.“

Der lange Sellberg strahlte über das ganze Gesicht. Eigentlich ist er beneidenswert, dieser Verliebte, dachte Hans Joachim. Dann sprang das Gespräch der beiden auf ein Pferdethema über.

Stephan erschien, die Hände an der Hosennaht, unter der Portiere mit der Meldung, daß der Tee serviert sei.

„Du wolltest mir ja vorhin etwas über meine Anwartschaft als Romanhelden erzählen,“ warf Hans Joachim nach einer Weile, als die Freunde in behaglicher Stimmung am Teetisch saßen, hin.

„Kennst du einen Gutsbesitzer Swarsky?“ frug Sellberg.

„Ja, flüchtig. Er ist der Vetter Frau von Landry.“

„Ein unangenehmer Patron,“ sprach Sellberg weiter.

„Ich lernte ihn vor ein paar Tagen im Hause meiner Schwester kennen, die, wie du weißt, einen Polen geheiratet hat. Wir waren in kleinem Kreise beisammen. Eine geschäftliche Angelegenheit, irgendein Prozeß mit einem jüdischen Pächter hatte Swarsky zu meinem Schwager, dem Rechtsanwall, geführt, den er noch vom Gymnasium in Wilna kannte. Swarsky blieb zu Tisch. Unter anderm erzählte er, daß er eine Reise in den Süden Frankreichs vorhabe, er begleite seine Kusine, Frau von Landry, voraussichtlich dorthin. Die Gesundheit der letzteren wäre sehr angegriffen; er harre nur auf eine Depesche der Dame, um dann unverzüglich nach Wien abzureisen.“

„Ach, die schöne Landry,“ rief meine Schwester, „sie erregte auf einem Ball, den der Adel hier gab, als junges Mädchen Aufsehen durch ihre Schönheit. Du hast mir noch so wenig von ihr erzählt, Roger.“ Das galt mir; meine Schwester liebt — es muß leider gesagt sein — das, was mich am wenigsten interessiert, „gesellschaftlichen Klatsch.“

„Sie kennen meine Kusine,“ wandte sich Swarsky, wie mir schien, nicht angenehm überrascht, an mich.

„Ich hatte das Vergnügen, in Frau von Landrys Salon

häufig zu verkehren," erwiderte ich, „es tut mir leid, sie leidend zu wissen.“

„Ja," entgegnete Pan Swarstj, „meine Kusine befindet sich gegenwärtig in einer Umgebung, die ihr nicht zuzusagen scheint, denn sie ist, wie ich erfahren habe, hochgradig nervös. Ich schlug ihr daher vor, eine Erholungsreise in den Süden zu unternehmen. Wenn man körperlich leidend ist, so kommt man sich unter Fremden deplaciert vor und dann ist es natürlich, daß die Blutsverwandtschaft ihre Rechte geltend macht.“

„An meinem Kameraden Lommerd hat Frau von Landry den ritterlichsten Schutz, der je einer Frau zuteil werden dürfte, und so viel mir bekannt, fühlt sie sich bei seinen Eltern außerordentlich wohl," erlaubte ich mir mit Nachdruck zu bemerken.

„Ach — Herr von Lommerd ist Ihr Kamerad," warf Pan Swarstj mit einer unbehaglichen Miene hin.

„Jawohl, wir gehören dem gleichen Offizierkorps an.“

„Ich schätze Herrn von Lommerd hoch," versicherte mir Swarstj daraufhin in liebenswürdigstem Ton. „Er hat sich meiner Kusine in dankenswerter Weise angenommen, er verwaltet ihr Vermögen, so viel mir bekannt — die böse Welt freilich, die nicht über den wahren Sachverhalt orientiert ist und die so gern einen kleinen Roman erdichtet, behauptet allerdings, daß mehr im Spiel sei, als nur Ritterlichkeit auf der einen und Dankbarkeit auf der andern Seite. Mir liegt natürlich jede derartige Voraussetzung fern, obwohl es mir nicht angenehm ist, meine Kusine in einen Liebesroman hineingezerrt zu sehen, der gar nicht vorhanden ist. Eine aus der Luft gegriffene Vermutung geht von Mund zu Mund, wächst lawinenartig, wird entstellt und schließlich als fertige Tatsache betrachtet.“

„Ich antwortete dem unsympathischen Herrn mit ein paar Gemeinplätzen und brach das Gespräch über Frau von Landry und dich kurz ab. Ich teile es dir jedoch mit, damit du gegebenen Falles dem vorbeugst, daß das „on dit“ hier zur Lawine wird. Trotz aller Hochachtung, die Pan Swarstj vorgab, für dich zu empfinden, hast du, fürchte ich, einen Feind in ihm, ich warne dich, Lommerd.“

„Ich habe nichts mit ihm zu teilen," erwiderte Hans Joachim ruhig; „daß er mir nicht wohlgesinnt ist, glaube ich gern; unsere Antipathie ist gegenseitig. Aber daß sich Frau von Landry bei den Meinigen so unglücklich fühlt, daß sie

beabsichtigt, mit ihrem Vetter eine Erholungstour zu unternehmen, ist mir neu, dieses Projekt existiert jedenfalls nur in der etwas lebhaften Phantasie Herrn von Swarskys. Ich habe heute, vor einer knappen Stunde, einen Brief von Frau von Landry empfangen, in welchem nicht eine Silbe von einem Reiseplan steht."

"So war es eine Prahlerei des Polen, vielleicht versuchte er, Frau von Landry für eine Reise mit ihm zu gewinnen und stellte Ungewisses als etwas bereits Beschlossenes hin," versetzte Sellberg.

"Gewiß," pflichtete Hans Joachim ihm bei, "ich kenne Frau Evas Urteil über ihren Vetter sehr genau und weiß daher, daß er der letzte wäre, den sie sich zum Reisebegleiter ausersehen würde."

Mit finsterner Stirn rührte Hans Joachim mit dem Teelöffel in seinem leeren Teegläse und schrak aus seiner Versunkenheit auf, als Sellberg vollkommen unvermittelt die Frage an ihn richtete:

"Sag einmal, Lommerd, warum heiratest du sie eigentlich nicht?"

"Wen denn?"

"Ach, tu doch nicht so, als ob du nicht wüßtest, wen ich meine, Eva Landry natürlich. Ist sie nicht etwa eine begehrenswerte Frau, schön, lebenswürdig, schick — auch gut, hoffentlich? Warum in aller Welt solltest du sie nicht wählen?"

"Weil ich sie nicht liebe."

"Aber erlaube mal, das möchte ich doch ein bißchen schärfer beleuchten. Du bist dir vielleicht noch nicht ganz klar über deine Gefühle für sie."

"Aber durchaus," widersprach Hans Joachim ein wenig unsicher.

"Nun, jedenfalls bist du der Held eines noch in den Anfangskapiteln sich befindenden Romans. Und natürlich heißt es: Fortsetzung folgt. Ein Fragment bleibt diese Episode zwischen dir und Eva Landry gewiß nicht. Darauf verpände ich mein Wort."

"Aber ich liebe sie nicht," wiederholte Hans Joachim.

"Erlaube — was du mir und den andern Kameraden seinerzeit gesagt von deiner moralischen Verpflichtung, dich der Landry anzunehmen, weil ihr Gatte vom Rücken eines

deiner Säule aus sich das Genick gebrochen, davon bin weder ich noch sonst jemand unter uns überzeugt."

"Als ob es mir auf fremde Überzeugung ankäme," versetzte Hans Joachim mit einem Anflug von Hochmut. Er wußte es ja, die wenigsten, nein niemand verstand ihn, der einzige, der dies tat, war sein Vater, der von seinem wechselnden Reiterleben her, aus seiner in tausend Stürmen verbrachten Jugend sich in die beschauliche Ruhe seines heranahenden Alters den großen Zug von Idealismus, der dem Geschlecht der Lommerds eigen, herübergerettet und der aus diesem Grunde seinen Sohn begriff und die Handlungsweise desselben sanktionierte.

Der durchaus praktisch veranlagte Sellberg beleuchtete indessen von seinem objektiven Standpunkt aus die Situation mit einer, wie Hans Joachim zugeben mußte, unheimlichen Schärfe.

"Teuerster," sagte er, "keine Menschenseele glaubt, an der Wende des Jahrhunderts stehend, an selbstlosen Idealismus. Du hast dich zum Ritter einer jungen, schönen Frau aufgeworfen, gut, die Welt erwartet nun von Euch beiden, daß Ihr, sobald die Schicklichkeit es gestattet, das heißt, sobald Frau Evas Trauerjahr abgelaufen, Eure Verlobungs- respektive Vermählungskarten drucken lasset. Tut Ihr es nicht, so wird man achselzuckend sagen: „er hat sie sitzen lassen“ oder „sie finden es bequemer, ihr Verhältnis in der alten Weise fortbestehen zu lassen“, oder — na, die vielen Kommentare aufzuzählen, verlohnt sich faktisch nicht der Mühe. Du weißt ja doch, Lommerd, wie die Welt im allgemeinen ihr Urteil formt — hart, grausam in bezug auf die Frau, die sich in den Augen der Gesellschaft etwas zu schulden hat kommen lassen. Von dir, mein Bester, würde es vielleicht heißen: „Ein Teufelskerl, der Lommerd — nun, schön genug ist die Landry, um sich in sie zu verlieben, aber mit der Rolle eines Toggenburg wird er sich natürlich doch nicht begnügt haben. Wär ja auch ein Esel in dem Fall!"

Hans Joachim zögerte mit seiner Antwort. Sellberg hatte recht, tausendmal recht. Hans Joachim kannte die Welt und auch jene kleine Welt, sein liebes Eitland. Es war nicht unwahrscheinlich, daß auch dort über ihn und Eva unnütz geredet wurde. Und das schlimmste war, daß er diesem Urteil machtlos gegenüberstand. Wo daselbe stellen und vernichten, wie es widerlegen? Kein Mensch würde in der

tonangebenden Gesellschaft seinen Worten Glauben schenken; mit nachsichtigem, vielsagenden Lächeln würde man ihm be-  
gegnet, skrupellos Eva Landrøns guten Ruf zu Grabe tragen.

„Deiner Meinung nach bin ich also moralisch dazu verpflichtet, Eva Landrøn einen Heiratsantrag zu machen?“ fragte Hans Joachim in einem etwas nervösen Ton.

„Von einer Verpflichtung deinerseits kann keine Rede sein,“ versetzte Sellberg, „eine Ehe ohne Liebe einzugehen hieße jedenfalls eine größere Schuld auf sich laden, als —“

Sellberg stockte und Hans Joachim fiel ein: „Als den guten Namen einer Dame, die das größte Recht darauf besitzt, allseitige Achtung zu fordern, nicht wieder herzustellen, das wolltest du doch sagen, Sellberg? Nicht wahr? Du tust aber gerade so, als brauchte ich nur meine Hand auszustrecken, um Eva Landrøn zu besitzen. Wer sagt dir, daß sie gern meine Frau werden würde? Sie trauert noch um ihren Gatten.“

„Jawohl, sie trägt stumpfes Schwarz und Krepp. Lieber Lommerd, laß dir sagen, daß ihre Ehe mit Landrøn eine von ihrer Mutter arrangierte Partie war. Ich hab's jetzt von meiner Schwester gehört. Sie hatte kein Vermögen, und Landrøn hatte sich in ihre Schönheit vergafft. Die alte Geschichte. Und weißt du, Lommerd, ohne dir zu schmeicheln, aber wenn ein Kerl wie du sich um eine Frau ernsthaft bemüht, da bekommt er kein Nein zur Antwort. Wenn du willst, gebe ich dir diese Versicherung schriftlich.“ — — —

Nachdem Sellberg, der dienstlich zu tun hatte und außerdem reisemüde war, gegangen war, blieb Hans Joachim mit sehr gemischten Gefühlen zurück. Nun waren sie da, die Konsequenzen seiner Beziehungen zu Eva.

Unzufrieden mit sich und der ganzen Welt, schritt er wohl eine halbe Stunde lang auf und nieder, durchlas dann Evas Brief nochmals und atmete erleichtert auf, als er sich davon überzeugt hatte, daß nichts darauf schließen ließ, daß sie sich mit Reiseplänen trug.

„Diese Reise hätte ich ihr auch niemals gestattet,“ murmelte er und ärgerte sich gleich darauf über seine Worte.

Welch ein Recht hatte er denn dazu, ihr etwas zu verbieten oder zu erlauben? Mißmutig warf er sich auf den türkischen Divan und rauchte mit verbissenem Ärger eine Zigarette nach der anderen.

Er hatte keine Lust dazu, den Abend mit Kameraden zu

verbringen. Das Grübeln half ihm nichts. Wenn er so handelte, wie er es für gut befand, was ging das die Leute an? Mochten sie doch reden! Nach zehn Minuten schlief Hans Joachim fest.

Und plötzlich trat ein Traumbild vor die Seele des Schlafenden: in der altertümlich gewölbten Halle zu Commerdshoff stand Lieselotte Lenningen und schaute ihn strafend an, während sie sprach: „Wissen Sie denn nicht, Herr von Commerd, daß, wer Ungewöhnliches tut, nach gesellschaftlichen Begriffen vogelfrei wird?“

Er aber lachte ihr ins Gesicht.

Wie kam dieses Kind dazu, ihm solches zu sagen?

Da neigte sie sich zu ihm:

„Ich habe dich trotzdem lieb, Hans Joachim.“

## Dreizehntes Kapitel

Harald war auf der Reise nach Reval. Er war Mitglied einer Kommission, welche Ende November dort tagte, und so wenig entzückt er im großen und ganzen von seinen Fahrten in die Stadt war, einer Pflicht entzog er sich niemals.

Er lächelte bei dem Gedanken, daß seine Mutter ihm den Besuch bei der Generalin Elm so warm ans Herz gelegt. Sie wußte, daß die Generalin Haus machte — nun, vielleicht wartete dort das Schicksal ihres Sohnes in Gestalt seiner zukünftigen Frau auf ihn.

Als Harald im Hotel eintraf, war es noch verhältnismäßig früh am Abend. Er bestellte sich einen nachträglichen Mittag und ließ sich die Zeitung auf sein Zimmer bringen.

Was sollte er mit dem angebrochenen Abend beginnen? Einen Besuch zu machen, verspürte er keine Lust, so entschloß er sich, nach einem Blick in die Zeitung ins Theater zu gehen.

Der Vorhang hob sich gerade, als Harald seinen Platz in der ersten Reihe der Lehnstühle einnahm, so fand er fürs erste keine Zeit, unter dem Publikum Umschau zu halten, und Bekannte zu entdecken.

Von einer Rangloge aus wurde sein Erscheinen jedoch sofort bemerkt; dort saß Margaret Commerd zwischen ihrer Tante Sophie und einer jungen Komtesse Siegen, mit der sie

Freundschaft geschlossen hatte. Die Plätze hinter den Damen hatte der Vater der Komtesse und Guido Herbenstein inne, der, wie allgemein gesprochen wurde, Margaret heftig die Cour machte.

Vor Margaret auf der Logenbrüstung lagen ein paar langstielige Rosen — Guido hatte sie ihr überreicht, als er sie heute abend begrüßt.

Margaret dachte nicht daran, die Blumen in ihren Gürtel zu nesteln, sie hatte sie mit einem freundlichen: „Ich danke“ vor sich hingelegt, worüber Guido, was Vera Siegen amüßert im stillen feststellte, etwas enttäuscht zu sein schien.

Margarets Gesicht wurde plötzlich von Purpur überflossen, als sie bemerkte, daß Harald ebenfalls im Theater war. Sie war während des ersten Actes so zerstreut, daß sie bei den Pointen des Lustspiels vergaß, mitzulachen.

Als Harald in der ersten Pause die Damen begrüßte, mit Graf Siegen einen freundschaftlichen Händedruck wechselte und auf die liebenswürdige Aufforderung der Baronin Platz nahm, war er erstaunt über die Veränderung, welche sich mit Margaret vollzogen. Es dünkte ihm, als sei sie um einen halben Kopf gewachsen in den wenigen Wochen, in welchen er sie nicht gesehen. Er hatte das Gefühl, als säße nicht das Kind Margaret, sondern eine ihm fremde, junge Dame vor ihm. Er starrte sie so nachdrücklich an, daß sie errötete und seinem Blicke auswich. — —

So kam er kaum dazu, sich mit ihr zu unterhalten, „die Willrod wäre imstande, einen Toten lebendig zu reden,“ dachte er ärgerlich, als er nach Schluß der Pause auf seinen Platz zurückkehrte und nicht einmal Gelegenheit dazu gefunden hatte, Margaret den Gruß seiner Mutter zu bestellen.

Und Guido Herbenstein? Was wollte der denn jetzt eigentlich in Reval? Er war doch, soviel Harald bekannt, Ackerstudent beim Baron Lubden, aber natürlich, diese wohlhabenden jungen Leute finden das Theater interessanter, als Haferdrusch- und Spiritustransporte.

Nur einen kurzen Abschiedshändedruck wechselte Harald noch an diesem Abend mit Margaret, dann kehrte er recht verstimmt — aus welchem Grunde, darüber konnte er sich nicht genau Rechenschaft geben — in sein Hotel zurück.

Die Baronin hatte ihn zum nächsten Tage zu Tisch geladen, dann würde er mehr von der Kleinen haben und

ihr den Besorgungszettel seiner Mutter und das Kuchenpaket abgeben.

Da er am Vormittag Zeit hatte, machte er Visite bei der Generalin Elm, die Dame war ausgefahren, so gab er nur seine Karte bei ihr ab. Um drei Uhr stellte er sich pünktlich bei der Baronin Willrod ein. Letztere und Margaret empfingen ihn im Salon.

Margaret nähte fleißig an einer mit Goldflittern besetzten rotseidenen Schärpe, und die Baronin eröffnete die Unterhaltung damit, daß sie Harald erzählte, daß sie ihre Mittagsstunde heute um zwei Stunden früher angesetzt habe, weil bereits um acht das Fest bei der Generalin Elm beginne: Liebhabervorstellung zu wohltätigem Zweck, nachher Tanz für die Jugend. Margaret wirke als bedeutende Kraft mit.

„Du amüsierst dich wohl herrlich hier, nicht wahr, Margaret?“ fragte Harald.

„O ja,“ erwiderte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, aber sie hatte doch Harald durch überlegene Ruhe imponieren und ihm beweisen wollen, daß sie nun kein Kind mehr, sondern ganz „Dame“ war.

Die Fragen nach den Eltern, nach Commerdshoff überhaupt — sie hatte außerdem einen langen Brief ihrer Mutter empfangen — waren bald erledigt. Die Baronin wurde von ihrer Jungfer abgerufen und das Zusammensein der Zurückgebliebenen war zuerst ein stummes.

Da fielen Harald die Biskuits ein.

„Ich habe dir etwas mitgebracht, Margaret,“ sagte er ruhig.

„Natürlich Kuchen oder Konfekt von Stude,“ dachte sie empört, während Harald sich erhob, und aus dem Vorзал das Päckchen herbeiholte.

„Von meiner Mutter,“ sagte er und fügte dann in gedämpften Tone hinzu: „Sie vermißt dich sehr, Margaret.“

„Wie lieb von Großmama,“ rief Margaret erfreut über die Biskuits und ganz aus ihrer Rolle fallend in einem unbefangenen, kindlichen Ton.

„Du hättest auch einmal nach Pallofüll schreiben können, Kleine, oder hast du deine alten Freunde über dem Neuen, das dich hier umgibt, vergessen?“

Margaret senkte ihr Köpfchen noch tiefer auf ihre Arbeit. Sie konnte ihm doch nicht sagen, daß sie dies veranlaßt, ihren Revaller Aufenthalt bei ihren Eltern durchzusetzen, daß sie trotzdem mehr an ihn, Harald, gedacht, als sie selbst für möglich gehalten, und daß sie jetzt unwillkürlich froh war, ihn so unerwartet wiederzusehen.

„Wie sollte ich so etwas tun,“ beantwortete sie endlich leise seine Frage.

„Es hätte auch nicht zu deinem Charakter gestimmt.“

Als Margaret kein weiteres Wort fallen ließ, schwieg auch er und ärgerte sich im stillen. Es war zu albern! Mit der Kleinen ließ sich gar nicht mehr so reden wie früher. Und wo blieb das zutrauliche „Onkel Harald“, das er so oft von ihren Lippen vernommen? Was hatte der kurze Stadtaufenthalt aus dem frischen, offenen Mädchen gemacht.

„Welch schöne Exemplare,“ sagte er dann, auf die langstieligen Rosen weisend, die in einem geschliffenen, hellgrünen Glase auf dem Tische standen, an welchem er Margaret gegenüber saß. „La France, glaube ich?“

„Ja, Guido Herbenstein brachte sie mir gestern ins Theater,“ erwiderte Margaret und hob ein wenig herausfordernd ihre Stimme.

Die Baronin trat ein.

„Du hast dir gewiß viel von den Deinigen berichten lassen,“ sagte sie und strich im Vorübergehen Margaret zärtlich über die Wange. „Machen Sie meinem Liebling nur das Herz nicht schwer,“ wandte sie sich dann scherzend an Harald, „durch Erzählungen von „zu Hause“. An Heimweh darf Margaret bei mir nicht leiden.“

„O, das ist gar nicht zu befürchten, gnädige Frau,“ erwiderte Harald trocken.

Er war sehr ärgerlich und fand die Baronin abgeschmackt. Ihr Einfluß hatte es wahrscheinlich bewirkt, daß Margaret wie eine auf Draht gezogene Puppe vor ihm saß und kein einziges vernünftiges Wort vorbrachte. Und weshalb brauchte dieser Grünschnabel, der Guido, ihr Rosen zu schenken? Am liebsten hätte er Margaret eingepackt und sie mit hinaus aufs Land genommen, in die frische, gesunde Schneeluft, wo nichts Schädliches ihr Kopf und Herz gefangen nahm, wo sie wieder den richtigen Verkehrston mit ihrem alten Freund finden werde.

Er empfahl sich sehr bald nach dem Essen, erledigte

einiges Geschäftliche und suchte dann sein einsames Hotelzimmer auf in der Absicht, sich gründlich auszuschlafen, vielleicht würde er in einer etwas besseren Laune erwachen. Dazu kam er aber nicht, denn der Hotelportier überreichte ihm einen Brief, der für ihn abgegeben worden war. Es waren einige außerordentlich liebenswürdig abgefaßte Zeilen, in welchen die Generalin Elm ihn bat, ihr heute abend seine Gegenwart zu ihrem Fest zu schenken. Ein „Nein“ akzeptierte sie von dem Sohn ihrer alten Freundin auf keinen Fall.

„Fällt mir gerade ein, dorthin zu gehen, was kümmert mich der ganze Schwindel,“ dachte Harald, was ihn jedoch nicht hinderte, den Portier nach ein Paar weißer Handschuhe zu schicken und sich um acht in seinen Frack zu werfen.

„Auf den Dom!“ rief er dem Lenker des Schlittens zu, den er vor dem Hotel bestieg.

Margaret erntete ihre ersten Lorbeeren auf der Bühne. Sie spielte mit recht viel Talent in einem französischen Einakter die Hauptrolle und stand dann, ganz besonders gut aussehend, als Spanierin in einem der Bilder.

Harald, obwohl der größeren Geselligkeit entwöhnt, gehörte trotzdem nicht zu denen, die ungern einen Ballsaal betreten. Er fand unter den anwesenden Herren viele Bekannte. Den Damen hatte er sich, solange die Aufführungen währten, nicht genähert.

Im Speisesaal war ein offenes Büfett mit Erfrischungen errichtet, und dort geschah es, daß Margaret und Harald Ingersheim einander trafen.

„Kann ich dir etwas bringen, Kleine, Eis oder Früchte?“

Sie traute ihren Ohren und Augen kaum. Die Überraschung, Harald hier zu sehen, war bei ihr so groß, daß sie ganz vergaß, die hoheitsvolle Miene, welche sie gegen ihn fortan stets haben wollte, aufzusetzen.

„Wie kommst du hierher?“ fragte sie naiv.

„Auf die allereinfachste Weise von der Welt — ich bin eingeladen. Du scheinst aber nicht gerade sehr entzückt zu sein von meiner Gegenwart. Überhaupt — Margaret —“ Harald nahm den Anlauf zu einer richtigen Strafpredigt, welche er sich, als ihr ältester Freund, seiner Ansicht nach gestatten durfte — das Kind mußte doch einsehen, daß es ihn wie einen Fremden behandelte, und daß dies so nicht weiter gehen konnte — aber der Moment zu einer Aussprache

war sehr schlecht gewählt — denn beim Gedränge um das Büfett schob sich plötzlich ein reifengeschmückter Frauenarm in den Haralds, und die Baronin Willrod sagte sichtlich erfreut:

„Wie hübsch, daß wir uns heute noch einmal treffen, Herr von Ingersheim, ich rechnete gar nicht darauf, in der Voraussetzung, daß Sie ein Feind großer Geselligkeit seien.“

„Ich entschloß mich auch erst in elfter Stunde dazu, das Fest mitzumachen,“ erwiderte Harald und sah sich vergeblich nach Margaret um. Da sie nicht zu entdecken war, führte er mit einer etwas verbissenen Miene seine Dame, durch einen fast unmerklichen Druck ihres Armes dorthin dirigiert, in ein Nebengemach. Die Baronin nahm auf einem mit geblümter Seide bezogenen Muscheldiwan Platz und forderte Harald durch eine Handbewegung auf, dasselbe zu tun.

„Nicht wahr,“ sagte sie, „oft ist man in einer großen Menge isolierter als in kleinem Kreise, denn auf dem Ball ist jeder mehr oder weniger mit sich selber beschäftigt. Ich freue mich, die Gelegenheit zu einem ungestörten Gespräch mit Ihnen gefunden zu haben.“

Harald verbeugte sich von seinem Sessel aus. Er begriff nicht recht, wohinaus die Baronin nach dieser Einleitung wollte.

„Mein lieber Herr von Ingersheim,“ fuhr sie fort, „wie ich weiß, kennen Sie Margaret seit ihrer frühesten Kindheit und besitzen großen Einfluß auf sie. Mir erscheint Margarets gegenwärtiges Seelenleben wie ein Buch, das mit sieben Siegeln verschlossen ist. Sie ist merkwürdig zurückhaltend, was ihre Gefühle anbelangt. Und ich wäre so gern über einiges orientiert, möchte mich jedoch nicht direkt in eine Herzensangelegenheit mischen. Ich fühle mich meinem Vetter und seiner Frau gegenüber gewissermaßen für Margaret verantwortlich, da der Roman, dessen Ausgang für ihr ferneres Leben entscheidend sein dürfte, sich in meinem Hause, unter meinen Augen angesponnen hat.“

Harald horchte auf. Ja, er bekam plötzlich förmliches Herzklopfen. Was ging mit Margaret vor? War sie um dieses Romans willen so verändert gegen ihn?

„Guido Herbenstein liebt Margaret,“ sagte die Baronin.

„Aber das ist ja der reine Unsinn,“ rief Harald wütend.

„Erlauben Sie, Herr von Ingersheim, warum denn?“

Die Baronin legte die Fingerspitzen ihrer beiden Hände

gegeneinander und sah sehr erstaunt aus über Haralds un=  
mouiverte Hestigkeit.

„Was soll denn daraus werden?“ fuhr er gemäßigter  
fort.

„Ein glückliches Paar natürlich, das heißt, wenn die  
Neigung gegenseitig ist. Ich weiß gar nicht, wie Margaret  
über Guido denkt. Äußerlich ist sie sehr reserviert ihm gegen=  
über, aber das will noch gar nichts bedeuten. Sie, Herr  
von Ingersheim, kennen Margaret besser als ich, vielleicht  
würden Sie —“

„Nein, meine Gnädigste,“ fiel Harald schnell ein, „ich  
bitte Sie, muten Sie es mir nicht zu, für Herbenstein den  
Freiwerber bei Margaret zu spielen. Ich bin viel zu un=  
geschickt zu solch einer Mission. Guido ist außerdem ein  
Windhund, der es zuerst zu etwas bringen sollte, ehe es  
ihm in den Sinn kommt, auf Freierrfüßen zu gehen.“

„Er braucht dies gar nicht,“ verteidigte die Baronin  
ihren Schützling, „sein Vater ist sehr wohlhabend, Guido  
der einzige Erbe seiner Großtante.“

„Meine liebe Gnädige, Sie müssen es mir trotzdem ver=  
zeihen, wenn ich ungeachtet dieser unzweifelhaften Vorzüge  
Guidos Margaret mit keinem Worte dazu überreden werde,  
seiner Werbung Gehör zu schenken.“

„Das sollen Sie gar nicht. Ich bitte Sie nur, Margarets  
Herzenszustand ein wenig auszuforschen. Ihrem Onkel Harald  
gegenüber wird sie vielleicht offen sein.“

Es war Harald lieb, daß sie in diesem Augenblick von  
Grafen Singen gestört wurden; so wurde er einer Antwort  
überhoben, denn dieselbe hätte einer Dame gegenüber fast  
unartig gelautet.

Aber wie konnte die Baronin ihm überhaupt eine der=  
artige Mission aufzwingen. Er war ernstlich verstimmt.  
Das war nun das Resultat von Margarets Revaler Auf=  
enthalt!

Merkwürdig, bis jetzt hatte er trotzdem noch nie so  
intensiv über das junge Mädchen nachgedacht, wie in den  
letzten vierundzwanzig Stunden. Er hatte bis dahin nur  
einzig und allein Irma Monforts Tochter in der Kleinen  
gesehen, nun betrachtete er sie als eine durchaus individuelle  
Persönlichkeit.

Margaret flog beim Tanz aus einem Arm in den andern.  
Wenn sie auf ihren Platz zurückkehrte, so stand dort bereits

ein neuer Tänzer, der auf sie gewartet; sie war vielbegehrt, Harald beobachtete sie aus der Ferne und es freute ihn, daß sie trotz der ihr gezollten Huldigungen so ruhig aussah, als ginge sie dies alles gar nichts an. „So ganz Tochter aus einem guten Hause,“ dachte er befriedigt.

Er wußte natürlich nicht, daß Margaret zerstreut war und ihre Augen oft einen suchenden Ausdruck hatten.

Als man den Kotillon anstimmte und Harald sich davon überzeugt hatte, daß kein anderer als Herbenstein sich vor Margaret verbeugte und ihr dann den Arm bot, verließ er tief verstimmt den Ball, nach einem flüchtigen Abschiede von der Hausfrau, die ihn vergeblich überredete, zum Essen zu bleiben.

„Wenn sie sich heute mit ihm verlobt, was sollte es dann morgen nützen, sie über den Windhund auszufragen, und was geht mich schließlich die ganze Geschichte an,“ war sein Gedanke, bis er einschlief.

## Dierzehntes Kapitel

Der folgende Tag war ein Sonnabend. Wie Harald zu Hause bestimmt, sollten ihn seine Pferde heute nachmittag in einem fünfzehn Werst von Palkoküll entfernten Krüge erwarten.

Anstatt nun den Eلفuhrzug nach R. zu benutzen, begab er sich auf das Telegraphenamnt und depeßchierte zeitig am Morgen seiner Mutter folgendes:

„Pferde nicht fortsetzen. Kommen ungewiß. Gesund.“

Das letzte Wort war für die Gemütsruhe seiner Mutter berechnet. Er wußte, daß die alte Frau sich leicht Sorgen um das Wohlbefinden ihres Einzigen machte.

Seine Morgengedanken stimmten nicht mit seinen Abendgedanken überein. Es ging einfach nicht an, abzureisen, ehe er über Margaret genaueres wußte. „Diese Willrod,“ folgerte er weiter, „ist imstande, die Kleine zu überreden, sich mit dem grünen Jungen zu verloben.“

Sein Mißtrauen gegen die unschuldige Baronin war ganz ungerechtfertigt, aber er redete sich immer heftiger in diese Auffassung hinein. „Frauen lieben nun einmal das

Ehestiften. Man kennt das.“ Seine eigene liebe Mutter bildete darin auch keine Ausnahme.

Plötzlich hält er in seinem unmutigen Auf- und Abschreiten in seinem Hotelzimmer inne. Als bester und ältester Freund der Commerdshoff'schen war er es diesen schuldig, daß er die Kleine überwachte.

Da er nichts zu tun hatte, besann er sich darauf, daß die ihm von seiner Mutter aufgetragenen Einkäufe zu erledigen waren. Er begab sich in verschiedene Läden und in der Langstraße lenkte das Fenster eines Blumengeschäfts seine Aufmerksamkeit auf sich.

Die aus Nizza importierten Blumen sahen so duftig, so wunderhübsch aus, als hätte man sie soeben erst frisch gepflückt.

Guido Herbenstein hatte seine Rosen wahrscheinlich auch von hier bezogen. Und so etwas verdrehte natürlich dem Kinde den Kopf. Da mußte man für ein Gegengewicht sorgen.

„Ich glaube, ich bin ihr noch ein Vielliebchen schuldig vom Commerdshoff'schen Geburtstag her,“ entsann er sich plötzlich und betrat dann den Blumenladen.

Er wählte lange und entschied sich dann für einen graziösen, bronzierten Korb, den er mit weißem Flieder und Narzissen füllen ließ, schrieb ein paar Worte als Begleitschreiben des Vielliebchens auf eine Karte und bat, die Blumen sofort an ihre Adresse zu senden.

In der Nähe begegneten ihm Kurt und Benno, Margarets Brüder. Wahrhaftig, die Jungens hatte er ja ganz vernachlässigt, obwohl er Frau Irma versprochen, nach ihnen zu sehen.

„Nun, Ihr Schlingel, wie geht's?“ begrüßte er sie. Die beiden Realschüler lachten über das ganze Gesicht.

„Samos, Onkel Harald,“ sagte Benno, und Kurt fügte hinzu: „Wir haben heute weniger Stunden als sonst.“

„Ihr seid wohl hungrig, was?“

„Nein,“ versetzte zögernd Benno und Kurt fiel ein: „Wie man es nimmt.“

„Na, Schokolade könnt Ihr immer vertragen, kommt jetzt mit zu Stude, Ihr habt Erlaubnis, Euch dort auf meine Kosten an Süßigkeiten meinetwegen den Magen zu verderben.“

Die Brüder strahlten.

„Kommt Ihr auch oft mit Eurer Schwester zusammen?“ leitete Harald die Unterhaltung ein, als er den beiden Knaben, die einen gefüllten Kuchenteller vor sich stehen hatten, in der geschmackvoll eingerichteten Konditorei auf dem kleinen Plüschsofa gegenüber saß.

„O ja,“ antwortete Benno, mit vollen Backen kauend, „auf der Schlittschuhbahn und auch bei Tante Willrod, wo wir Sonntags zu Mittag sind.“

„Sie läuft immer mit Guido Herbenstein,“ bemerkte Kurt und führte den fünften Kuchen zum Munde.

„Das Ekel,“ sprach Benno voll Überzeugung.

„Wodurch hat er denn deine Gunst verschert, du urteilst ein bißchen scharf für dein Alter, mein Sohn,“ sprach Harald mit sanftem Tadel.

„Ach, er schlängelt sich so viel um Margaret herum und sein Bruder, mein Klassenkamerad, tut immer so, als sei es eine große Ehre für Margaret, daß die lange Bohnenstange, der Guido, ihr den Hof macht.“

„Ja, und uns grüßt er immer so herablassend, als wären wir Luft für ihn,“ sprach Kurt.

„Es ist wirklich nett, aller Ehren wert für einen Mann in meinen Jahren, der nächstens auf die Kandidatenliste der Kreisdeputierten kommt, mit ein paar Schuljungen zu klatschen, als wäre ich mit Pompadour und Strickzeug auf einem regelrechten Kaffeekränzchen,“ sagte sich Harald voll milder Ironie, was ihn aber nicht hinderte, laut zu fragen:

„Nun und Eure Schwester?“

Benno schnippste mit Daumen und Zeigefinger in der Luft. „Ach, Onkel Harald,“ erwiderte er in wegwerfendem Ton, „Margaret macht sich nicht die Bohne aus Guido. Du kannst es mir glauben.“

„Mamsell Gliedner würde sagen: Es ist nur Jungmädcheneitelkeit,“ setzte Kurt philosophisch hinzu, „das sagte sie nämlich, als es hieß, unsere Stubenmagd Lise würde den Gärtner Karl heiraten, aber schließlich nahm sie den Tischler Tömmis, und der war sogar zwanzig Jahre älter als sie.“

Harald fand, daß er Kurt noch nie für so liebenswert, für einen so verständigen Knaben gehalten, wie jetzt eben.

„Magst du gern Marzipan?“ erkundigte er sich freundlich.

„Ja, sehr, Onkel Harald.“

„Gut, so nimm dir, was dir gefällt, Ihr habt bis zu drei Rubel Kredit, Jungens.“

Kurt und Benno ihrerseits schworen seit dieser Stunde darauf, daß Onkel Harald die Krone unter allen Onkeln ihrer zahlreichen Verwandtschaft sei.

Als sie bald darauf bei ihrer Schwester eintraten, fanden sie diese mit einem Buche in der Hand vor einer entzündenden Jardiniere sitzend.

„Na, hat sich Guido wieder mal ruiniert?“ fragte Kurt in seiner naseweisen Art, die ihm schon manche Rüge eingetragen.

„Ach wo,“ sagte Margaret errötend und steckte ihr Näschen in die Narzissen.

„Nun, wer hat sich denn das geleistet, wenn nicht Guido?“ inquirierte Kurt weiter.

„Onkel Harald hat über ein verlorenes Vielliebchen quittiert.“

„So? Hör mal, hat der aber Spendierhosen an heute! Uns hat er Marzipan geschenkt und außerdem haben wir uns auf seine Rechnung randvoll mit Kuchen gegessen. Magst du ein Marzipanschweinchen, Margaret?“

Und Kurts brüderliche Liebe wollte das Opfer bringen, sich eins der appetitlichen Tierchen von der Seele zu reißen. Aber Margaret wehrte ihm.

„Ach, Marzipan — nein, danke, das ist für Kinder!“

„Nun, höre mal,“ fing Kurt entrüstet an, aber Margaret eilte nach einem raschen Blicke durchs Fenster aus dem Zimmer.

Über die Straße im blanken Zylinder kam Guido Herbenstein direkt auf die Haustür zu. Die Baronin war abwesend, das Unglaubliche geschah — Margaret flüsterte dem Diener Anton schnell etwas zu, worauf dieser dem Besuch mit dem votem Bückling versicherte:

„Fräulein von Sommerd bedauern — Fräulein von Sommerd haben Kopfschmerzen.“

Am Nachmittag desselben Tages fuhr die Baronin zu einer Vorlesung. Da es ein hypermodernes Thema war, welches zum Vortrag gelangte, ließ sie Margaret natürlich zu Hause.

„Ich werde unterdessen ein paar Besorgungen machen, Tante Sophie,“ erklärte Margaret, „ich brauche dringend

einen neuen Schleier und eine Malvorlage zu der Weihnachtsmappe für Mama.“

Die Baronin sah es ungern, wenn ihr Schützling allein in die Läden ging. Sie hatte immer die vage Befürchtung, daß Margaret auf der Straße, wenn es nicht gerade helle Tageszeit war, etwas zustoßen könnte.

Allein Margaret hatte bei dem Vorschlag, Anton zu ihrer Begleitung mitzunehmen, hell aufgelacht. Ihre frische Landmädchennatur faßte die übertriebene Ängstlichkeit ihrer Tante mit speziellem Humor auf.

„Ich bitte dich, Tante, was soll mir denn passieren!“

Als Margaret auf die Straße trat, brannten dort bereits überall die Laternen. Die Luft war trotz des leichten Frostes überaus mild — ebenso weich, wie Margarets heutige Stimmung.

Daß sie gestern Ballkönigin gewesen, imponierte ihr gar nicht, sie dachte kaum daran und begriff nicht, daß Vera Singen, die heute zum Frühstück dagewesen, um das Fest „durchzuhecheln“, sie fast zu beneiden schien um ihre gesellschaftlichen Erfolge.

„Habe ich am Ende doch Heimweh?“ fragte sich Margaret, beunruhigt durch ihre Stimmung. Eigentlich empfand sie ein tieferes Frohgefühl und dennoch war es ihr, als müsse sie weinen.

Als sie darüber nachgrübelte, kam ihr jemand an einer Straßenbiegung so hastig entgegen, daß er sie beinahe zu Fall gebracht hätte.

„Pardon,“ sagte der hochgewachsene Herr eilig.

„Onkel Harald — erkennst du mich denn nicht?“

Da blieb er stehen.

„Was, Kleine — du? Hier treffe ich dich also. Ich komme nämlich aus der Wohnung deiner Tante, und war sehr enttäuscht, dich nicht zu Hause zu finden. Ihr Städter habt ja immer etwas vor, Besuche, Einkäufe usw. Es ist ordentlich ein Naturwunder, wenn man jemanden, den man sprechen will, zufällig zu Hause trifft.“

„Hattest du mir noch einen Auftrag von Großmama zu bestellen — Onkel Harald?“

Das „Onkel Harald“ glitt jedesmal etwas zögernd über Margarets Lippen.

„Als ob ich nur durch andere zu dir zu reden verstehe! Das ist doch ein bißchen stark, Margaret, daß du mir so

wenig Individualität zutraust. Ist es denn etwas Ungewöhnliches, wenn ich mich z. B. erkundige, wie dir der gestrige Ball bekommen?"

"Danke, gut. Es war sehr lustig."

"Was hast du denn eben vor?"

"Ach — eigentlich nichts. Ich wollte mir einiges kaufen. Doch es eilt ja nicht damit. Im großen und ganzen bummle ich. Aber du wolltest doch heute nach Hause reisen?"

"Natürlich wollte ich. An meinem Hiersein bist du nur schuld."

"Ich — Onkel Harald?" rief Margaret grenzenlos erstaunt.

"Nun habe ich etwas Schönes angerichtet," dachte Harald, "das kommt von meiner Unvorsichtigkeit, immer mit der Tür ins Haus zu fallen, und das nennt sich meine höchst-eigene Diplomatie."

"Weißt du, Kind," sagte er dann laut, "angenehm ist es gerade nicht, sich hier zwischen den Passanten herumzustoßen, was meinst du zu einer Schlittenfahrt nach Katharinental?"

In raschem Trabe ging es auf der glatten Schlittenbahn in den schönen, frischen Winternachmittag hinaus. In der Marewischen Straße klingelte die Pferdebahn und unzählige andere Fuhrwerke fuhren an den beiden vorüber, da sprachen sie nur in kurzen, abgerissenen Sätzen miteinander, Gleichgültiges über "Wetter und Weg". Als aber der wunder-volle Katharinentaler Park, der, weißbereift, in seinem Schneekleid von eigenartiger, stiller Schönheit war, sie aufnahm und mit seiner Einsamkeit umfing, da räusperte sich Harald und begann:

"Ja, daß ich hier geblieben, anstatt heute nach Hause zu reisen, dazu bist du die Veranlassung, Margaret. Ich kann dir nicht helfen, aber es ist so."

"Ich verstehe dich nicht, Onkel Harald."

"So, dann kannst du es dir ungefähr vorstellen, wie einem zu Mute ist, der jemanden, dessen Art Jahre hindurch wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm gelegen, plötzlich nicht mehr versteht."

Margaret senkte das Köpfchen.

"Ich habe dir noch gar nicht für die schönen Blumen gedankt, Onkel Harald," begann sie ablenkend.

Doch er fiel ihr ins Wort:

„Das brauchst du gar nicht oder kannst es meinetwegen nachher tun, sag mir nur jetzt um Himmelswillen, warum du so verändert bist?“

„Ach, das scheint dir nur so, Onkel Harald.“

„Durchaus nicht — es ist so. Bekenne lieber offen Farbe! Bedrückt dich irgendetwas?“

„Ja, aber es ist schon vorüber.“

„So. Was war es denn? Wer hat dir etwas zu Leide getan? Ich schlage dem Kerl alle Knochen entzwei. Oder ist es eine „Sie“?“

Nun mußte Margaret lachen.

„Ach, es war eigentlich nur dumme Eitelkeit von mir,“ flüsterte sie dann.

Sie war wie betäubt durch das sie plötzlich erleuchtende Bewußtsein, daß die sonderbare, halb beglückende, halb zur Trauer zwingende Empfindung kein Heimweh war, sondern etwas ganz, ganz anderes.

„Hör mal, Margaret, bist du am Ende doch verliebt?“ entfuhr es Harald wider Willen. Eben hatte er konstatiert, daß es also nichts weiter als Jungmädcheneitelkeit gewesen mit Guido, eine Bagatelle, aber nun stiegen wieder Zweifel in ihm auf.

„Bist du verliebt?“ wiederholte er.

„Nein — nein.“

„Du liebst also keinen so, daß du gern seine Frau werden würdest?“

Keine Antwort. — Zur Linken lag das Meer, die Revaler Bucht, eine uferlose Fläche bildend, da Ufer und Eis unter ihrer Schneehülle zu einem Ganzen verschmolzen schienen. Zu beiden Seiten der Fahrstraße standen die alten Parkbäume in starrem Schweigen. Es war wie im Märchenwald — kein Blätterrauschen — kein Prangen in bunten Farben — alles weiß — und Stille — heilige Stille.

Stille auch in den beiden Menschenherzen, die fast schmerzhaft pochten, Stille vor dem Ausbruch eines jubelnden Sturmes.

„Margaret, hast du jemanden so lieb?“

„Ja,“ kam es wie ein Hauch von ihren Lippen.

„Ist es Guido?“

„Nein.“

Nun beugte er sich vor und blickte in ihr vom Schnee-

licht erleuchtetes Gesicht. Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, und Harald sah, daß ihre Augen voll Tränen standen.

Da kam sie über ihn, seine entschundene Jugend, sie umfing ihn lind und weich, sie zauberte die Jugendgeliebte vor sein Auge und er fühlte deutlich, — denn er hatte in Margarets Blick gelesen, — er brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Kleinod, das ihm vom Schicksal besichert, an sein Herz zu nehmen.

Es war vielleicht nicht die erste Verlobung, welche die Bäume des Katharinentaler Parkes zu Zeugen hatten, aber ein glücklicheres Paar als Margaret und Harald hatten sie sicherlich kaum gesehen.

Sie wären in ihrer seligen Versunkenheit, bei den endlosen Fragen und Antworten, die sie füreinander hatten, wahrscheinlich bis zu den Ruinen des Brigittenklosters gefahren, aber zum Glück war der Lenker des Schüttens nicht verliebt und fragte bescheiden bei den Herrschaften an, ob er umwenden dürfe, denn jenseits des Brigittenslusses sei der Weg sehr grubig.

Als die Baronin Willrod von einiger moralischer Enttäufung gegen den modernen Dramendichter erfüllt nach Hause kam, traf sie an ihrem Teetisch ein Brautpaar.

„Wir haben uns eigentlich schon lange geliebt,“ versicherte Margaret strahlend.

„Ja,“ dachte Harald halb glücklich, halb wehmütig, „dich, mein Kind, liebte ich bereits vor zwanzig Jahren in deiner Mutter.“

Da er im Warten noch mehr geleistet hatte, als Jakob, der Sohn Isaaks, so war es ja schließlich die Pflicht des Schicksals, ihn zu belohnen für so viel Ausdauer und Geduld.

„Ich bin fassungslos,“ sagte die Baronin einmal übers andere, „es kommt mir zu unerwartet, aber ich finde es ja herrlich — herrlich — und in Abwesenheit der Aller-nächsten erteile ich meinen Segen.“

„Gott sei Dank, es gibt doch echte Liebe und echte Poesie im Leben,“ dachte sie.

Ihre Seele badete sich förmlich rein von den Schlacken des Ehebruchs, des Strebertums, des Mangels an Idealen, die sich ihr heute aufgedrängt hatten. Wenn es auch nur ein Drama war, das sie angehört, so bot es doch ein Zeitbild und redete die Sprache des Zeitgeistes.

---

## Fünzehntes Kapitel

---

Margarets Hochzeit sollte Anfang April stattfinden. Harald hatte allerdings zuerst dagegen protestiert und gemeint, daß es eine viel zu lange Frist bis dahin wäre. Schließlich mußte er sich fügen, denn die Instandsetzung des Flügels, den das junge Paar in Palloköll bewohnen sollte, beanspruchte Zeit und Frau Irma erklärte außerdem, daß zur Herstellung von Margarets Aussteuer die erforderliche Mühe nötig wäre.

Die neueste Verlobung hatte allgemeine Sensation erregt.

„Die Lommerdshoffischen machen beständig von sich reden,“ meinte Frau von Ensel, die an Haralds Wahl alles Mögliche auszusehen fand. Ihre Serena — hätte weit besser zu Harald gepaßt.

„Die Männer sind ja leider blind,“ sprach die würdige Dame mit betuerndem Achselzucken.

Ihr Gatte schwieg. Ohne Zweifel fand er in den Worten seiner Frau eine Nutzenwendung für seine eigene Person. Ihm war der Star jedoch bereits während der Flitterwochen gestochen worden.

Großmama Ingersheim strahlte vor Glück.

„Du hättest mir keine liebere Tochter bringen können,“ versicherte sie ihrem Sohne unter Freudentränen.

Margarets Eltern waren, obwohl sehr überrascht durch die Wendung der Dinge, doch mit der Wahl ihrer Tochter herzlich einverstanden. Ingersheims Charaktereigenschaften, sein Name, seine Lebensstellung waren derart, daß ihm wohl so leicht niemand sein Kind verweigert hätte.

In der Gesellschaft hatte man ihn als unverbesserlichen Ehescheuen betrachtet und nun würde diese knapp Achtzehnjährige ihm ihren zierlichen Pantoffel auf den Nacken setzen. Daß es dazu kommen würde, stand in den Augen der Super-

klugen, welche die Brutstätte des gesellschaftlichen Klatsches repräsentierten, fest — ältere Männer sind gewöhnlich Sklaven ihrer schönen, jungen Frauen.

Frau Irma empfand die Verlobung ihres Kindes als eine höhere Fügung. Sie wußte, daß Harald sie Jahre lang geliebt hatte, bis sich seine Leidenschaft allmählich in das Gefühl ruhiger Sympathie verwandelte; ihrer Tochter war es nun vorbehalten, dem Manne, der es wahrlich verdiente, daß ihm ein volles Glück zuteil würde, ein solches zu schenken.

Ein paar Tage vor dem heiligen Abend war's, als Lieselotte und Margaret im Zimmer der letzteren kurz vor Einbruch der Dämmerung einander an einem ovalen Mahagonitisch gegenüber saßen.

Lieselotte zieht einen blaßblauen Seidenfaden durch den feinen Leinenstoff und lacht leise auf.

„Was gibt es?“ fragt Margaret, von ihrer Arbeit aufblickend.

„Ach, mir fällt eben ein, daß ich dir noch nicht erzählt habe, welches neues Vergehen ich mir auf meinem Gang nach Kanossa, das heißt, bei meinem Entschuldigungsbesuch in Lernal habe zu Schulden kommen lassen. Tante Lucie hält sehr streng darauf, daß man ihr die Hand küßt, ja, sie wartet nicht einmal ab, bis man es tut, sondern preßt einem sogleich ihre knöchigen Finger gegen die Lippen. Ich vollzog nun in aller Seelenruhe den Handkuß auf meine Manier und erlebte die Genugtuung, daß Tante Lucie mir beim Abschied wild vor Ärger zurief: Gib dir doch keine Mühe, deinen eigenen Daumen zu küssen — ich verzichte auf deinen Handkuß.“

„Wie du befehlst, Tante,“ entgegnete ich respektvoll.

„Aber Lieselotte,“ rief Margaret lachend.

„Ja, so bin ich nun einmal.“

„Papa sagt, so etwas dürfe man niemals aussprechen. Es sei keine Rechtfertigung unserer Handlungen. Man soll lernen, anders zu werden.“

„Ich glaube,“ versetzte Lieselotte nach einigem Nachdenken, „deine Eltern, du, dein Verlobter, Großmama Ingersheim, kurz, Ihr alle seid tausendmal bessere Menschen als ich.“

„Du übertreibst, Lieselotte.“

„Nein, nein, es ist so. Nur Frau von Landron nehme ich aus, die ist noch lange nicht mit ihrem Selbst fertig.“

„Bin ich es denn etwa?“

„Doch. Besonders jetzt, da du verlobt bist, kennt dein Wesen keine Dissonanzen. Alles atmet Ruhe, sattes, zufriedenes Glück bei dir. Keine Stürme, keine Mißklänge, lauter Harmonien. Du und dein Harald, Ihr wißt beide genau, was Ihr aneinander habt — und Euer Lebensschiff gleitet auf sicherer Bahn weiter.“

„Ich sehe auch nicht ein, warum es anders sein sollte, und ich danke Gott dafür, daß es nicht anders ist,“ erwiderte Margaret ernst.

„Ja, es kommt mir vor, als ob Ihr, du und dein Verlobter, die Zufriedenheit gepachtet hättet.“

„Zufriedenheit ist nicht die richtige Bezeichnung, Lieselotte — sage Glück!“

„Glück ist Zufriedenheit. Jedenfalls glaube ich nicht, daß dir schwere Kämpfe bevorstehen, während Frau von Landry und ich sicherlich noch viel in dieser Beziehung durchzumachen haben werden. Das ist das Gemeinsame bei uns beiden, obgleich wir doch so grundverschiedene Naturen sind, denn Frau von Landry weiß, glaube ich, nicht immer genau, was sie will, während ich meinen Willen ganz unfehlbar kenne. Solch ein ausgeprägtes selbständiges Wollen mag, wenn es zu rücksichtslos seinen Weg geht, nicht immer gut sein — aber ich hasse nun einmal alles Zaudern. Das streift häufig an Feigheit. Ich könnte nur einen Mann lieben, der starke Willenskraft besitzt.“

Die Sliedner hatte mit Backen, Wurstmachen und Bierbrauen, letzteres für den Leutetisch, genug zu tun. Im Erdgeschos, wo sich die Wirtschaftsräume befanden, roch es aufdringlich nach Wurstraub.

Im Kinderzimmer, jetzt Ursulas ausschließliches Reich, war Mademoiselle damit beschäftigt, mit der Kleinen und ihren Brüdern Nüsse für den Christbaum zu vergolden. Kurt und Benno hatten noch eine Kraft für diese Aufgabe geworben; auf einem niedrigen Holzbänkchen saß Badmah, dessen Hände sich zu jeder Arbeit anstellig erwiesen, und tröpfelte geduldig heißen Siegellack auf die Walnüsse, in welchen er dann die Fadenspitze hineinpreßte.

Klein Ursula in ihrem fein gefalteten rosa Hängekleidchen saß ihm gegenüber am Kindertischchen, in dessen Platte die Federmesser der Brüder zahllose Hieroglyphen hinterlassen, hatte beide Ellenbogen aufgestützt und hörte atemlos zu, wie der Kalmücke mit seiner sanftklingenden Stimme die

Legenden seines Volkes erzählte: von dem bösen Geist Ariolla, der die Sonne stehlen wollte, dem aber die guten Engelgeister den Raub abjagten.

Nachdem der Anführer dieser Lichtgestalten dem Bösewicht seinen Speer in den Leib gerannt, setzte er das Tagesgestirn wieder auf seinen alten Platz am Firmament ein, die Wunde am Leibe des Ariolla vernarbte, schloß sich jedoch nie, und wenn eine Sonnenfinsternis eintritt, so sehen die Kalmüden darin ein Zeichen, daß der böse Geist aufs neue Raubgelüste habe. Er verschluckt die Sonne auf der Flucht vor seinen Verfolgern, aber sie gleitet aus der offenen Wunde wieder hervor und er kann ihr nichts anhaben. Nichtsdestoweniger erheben während einer Sonnenfinsternis die Kalmüden ein Getöse durch Abfeuern von Schüssen und Aufeinander schlagen von Blechgefäßen — um den guten Geistern, falls sie auf ihrer Himmelsleiter schlummern, vom Raub Kunde zu geben.

„Es ist beinahe so, als hätten wir einen Leibmohren,“ flüsterte Benno entzückt seinem Bruder zu.

Mademoiselle mit ihrem Pariser Akzent und ihrer eleganten Hausbluse bildete den krasssten Gegensatz zu der Erscheinung Badmahs.

Des Russischen und Deutschen nicht mächtig — Badmah beherrschte beide Sprachen — fragte sie in einem fort: „Was sagte er?“ worüber die Knaben ungeduldig wurden.

„Ach, Mademoiselle, Sie verstehen ja doch nichts davon,“ erwiderte Benno respektlos. Den Verweis, mit dem Mademoiselle nicht auf sich warten ließ, überhörte er. Es war viel interessanter zu erfahren, warum der gute Göze Maidari ein kesselblau gefärbtes Angesicht hatte.

„Es ist gerade so, als ob wir ein Märchenbuch lesen,“ sagte Kurt, und Ursula fügte hinzu: „Nein, es ist viel schöner.“

Und sie lief um den Tisch herum, umfaßte den unschönen Mongolen, der mit seinem glattgeschaitelten Haar in seinem sauberen, faltigen Rock aus schwarzem Wollensatin sich auf das Bänkchen niedergekauert hatte wie ein treuer Neufundländer, der mit den Kindern seines Herrn spielt, und legte ihre zarte, rosige Wange an die braune des stillen, bescheidenen Menschen, in dessen geschlizten Augen so viel hündische Ergebenheit lag; sie konnten aber sicherlich

auch rachsüchtig aufblitzen, diese Augen, deren Pupillen halb unter den Lidern verschwanden.

Wie eine Ahnung von Harzduft lag es überall in der Luft, der große Saal war bereits seit einigen Tagen für die Kinder ein verbotenes Paradies.

Und inmitten dieser Festvorbereitungen ging Eva Landry umher wie eine Träumende. Sie hatte einen Gedanken, der alles, was sie sonst bewegte, in den Hintergrund drängte, mit dem sie sich des Abends niederlegte, und des Morgens erwachte, und dieser Gedanke lautete: Wird Hans Joachim das Fest in Commerdshoff verbringen oder wird es für sie keine Weihnachtsfreude geben? Denn die Weihnachtslichte, und leuchteten sie auch noch so hell, würden in ihren Augen düster brennen, wenn Hans Joachim fern war.

Er hatte sein Kommen von verschiedenem, auf das er nicht näher eingegangen war, abhängig gemacht.

„Wenn ich komme, nun, so bin ich da, erwartet mich nicht bestimmt und auch keine besondere Anmeldung,“ hatte er seiner Mutter geschrieben.

Eva hatte die Empfindung, als seien alle Hausgenossen viel zu sehr mit Margarets Brautstand und mit den Weihnachtsvorbereitungen beschäftigt, um es recht zu erfassen, daß durch Hans Joachims Nichtkommen eine Lücke im Familienkreise klaffen würde.

Die Eltern hatten ihre andern Kinder, Margaret ging in ihrem Verlobten auf, aber sie hatte niemanden außer Hans Joachim. An ihn klammerte sie sich. Gott konnte nicht so grausam sein, ihr das zu verweigern, wofür sie ihre Seligkeit verkauft hätte: die Liebe Hans Joachims.

---

## Sechszehntes Kapitel

---

Wiederum trug der Eilzug Hans Joachim gen Norden. Einen stichhaltigen Grund für sein Fernbleiben von Commerdshoff gerade jetzt zur Weihnachtszeit hatte es gar nicht gegeben. Er hatte sich nur selber ein wenig Komödie vorgespielt.

Sellberg und er hatten das Thema „Eva Landry“ nicht wieder berührt, aber Hans Joachim hatte viel über die

Worte seines Freundes, welchem er eine gesunde Lebensweisheit nicht absprechen konnte, nachgedacht. Sein sensibles Ehrgefühl hatte bereits wiederholt die Frage aufgeworfen, ob Eva durch sein Verhalten ihr gegenüber in den Augen der Welt kompromittiert sei.

Ein Unbehagen kroch in seiner Seele empor und er konnte desselben nicht Herr werden. Wo waren der Ritterlichkeit einer wehrlosen Frau gegenüber Schranken gesetzt? Da er, Hans Joachim, sich nun einmal Eva Landry angenommen hatte, so verpflichtete ihn dieser Umstand, für alle Folgen aufzukommen, welche seine Handlungsweise nach sich zog.

Also mußte er ihren guten Namen hüten wie seinen eigenen und durfte nicht dulden, daß sie von einem häßlichen Verdacht gestreift wurde.

Der Zug brauste nordwärts, und mit jeder verstreichenden Minute rückt Hans Joachim dem Wiedersehen mit Eva näher. Er kann nicht anders, er denkt unablässig an die junge Frau.

Was half schließlich alles Grübeln und Erwägen, das Schicksal würde ihm den Weg weisen, den es für ihn in den Sternen gelesen.

Er hatte sich zu Hause nicht angemeldet. Ein Postschlitten führte ihn am dreiundzwanzigsten Dezember Sommerdshoff zu. Da er sehr früh aus Reval aufgebrochen war, ohne den Zug zu benutzen, so war es gerade um Sonnenuntergang, als er am heimischen Pastorat vorüberfuhr.

Die kleinen Töchter standen in ihren pelzbefetzten Mänteln und ihren Gnomenmützen vor der Gartenpforte, und als Hans Joachim lächelnd die Hand zum Mützenrande hob und das allerliebste Dreigestirn — es war nur immer ein Jahr Unterschied zwischen den Schwestern — grüßte, da knigten die kleinen wohlerzogenen Fräulein mit strahlenden Mienen vor dem „Onkel Soldat“.

„Ob das Familienglück nicht doch das sicherste und erstrebenswerteste ist?“ dachte Hans Joachim im Weitergehen. Erst die kleinen Sorgen mit den Kindern, dann die großen — und doch so unendlich viel Freuden bei alledem.“

Seine Eltern waren ein selten harmonisches Ehepaar, auch er würde seine Gattin mit jeder Sorgfalt umgeben, würde sie hüten und hegen, das wußte er — aber er mußte sie auch lieben. Vielleicht war es das Beste für ihn, wenn er im Lande blieb. Reisen konnte er ja später und dann — zu zweien.

Die Sonne, ein glühroter Ball, ohne Strahlenglorie, stand tief über dem weißen Sande. In scharfer Biegung führte die Straße an der Kirchhofsmauer vorüber. Ein paar Dohlen umflogen krächzend den alten, plump aufragenden Kirchturm, über dem Seitenportal prangte ein verwittertes Wappen und an die Mauer lehnte sich der graue, grob ausgehauene Grabstein, unter welchem die Gebeine des Urahnen des Geschlechts Hans von Commerds ruhten.

Neben dem Grabstein, der gegenwärtig eine unförmliche Schneehülle trug, stand eine schlanke, schwarzgekleidete Gestalt, die sich scharf von dem Weiß um sie her abhob.

Hans Joachim erkannte auf den ersten Blick Lieselotte, die er in seinen Gedanken den „hübschen Wildfang“ nannte.

„Halb Baby — halb gnädiges Fräulein — man weiß nicht recht, ob man ihr zeremoniell die Hand küssen oder sich nach ihren Puppen erkundigen soll.“

Nun kam Irlick heran. Er hatte hinter der Kirchhofsmauer einem Hasen nachgespürt und jagte jetzt in langen Sätzen auf den Postschlitten zu.

Hans Joachim ließ halten, stieg aus und betrat den Kirchhof. Lieselotte kam ihm auf halbem Wege entgegen.

„Sie werden mit Sehnsucht erwartet,“ begrüßte sie ihn, so, als hätten sie sich beide gestern zuletzt gesehen, und bot ihm ihre unbehandschuhete Hand.

Ihr langer Zopf hatte seine Schleife eingebüßt und war halb aufgegangen — das schwarze Pelzmützchen saß ein wenig schief, die Fausthandschuhe aus grüner und bunter grober Wolle, wie die estnischen Bäuerinnen sie anfertigen, staken zwischen dem ersten und dritten Knopf ihrer kurzen Jacke aus weichem schwarzen Stoff.

Er fragte sie, wie es ihr hier in dem weltfremden Winkel Estlands gefalle.

„So schön wie an der Wolga ist es ja lange nicht, aber Commerdshoff gefällt mir recht gut,“ entgegnete Lieselotte, „und am liebsten von allen Menschen hier habe ich Ihren Vater. Wirklich, Herr von Commerd, auf solch einen Vater können Sie stolz sein.“

„Das bin ich auch.“

„Eine Mutter habe ich nie gekannt,“ plauderte Lieselotte weiter, „und habe sie deshalb auch nie vermißt, denn Papa war so gut, so liebevoll gegen mich, daß ich nichts

entbehrte. Wie sehr lieb er mich gehabt, das ersehe ich auch daraus, daß er mich nach Lommerdshoff geschickt. In Lernal z. B. wäre ich krank geworden vor Heimweh nach der Wolga.“

„War es denn so schön dort?“

„Aber gewiß. Zuweilen träumt mir von unserm Hause. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich geweint habe beim Abschied von meinem Pferde. Ich reite so furchtbar gern. Nun hat man mein Pferd verkauft. Als wir nach Davos abreisten, dachte ich nicht, daß ich niemals wieder an die Wolga zurückkehren würde. Ich wußte, daß Papa sehr krank war, aber der Doktor hatte zuerst immer nur von einem Aufenthalt in der Heilanstalt bei Samara gesprochen — Lungenleidende brauchen dort eine Kumpstur. Ganz plötzlich wurde dann unsere Reise nach Davos beschlossen. Zuerst sollte nicht einmal Irlic mitgenommen werden, aber ich bat und quälte so lange, bis Papa es doch erlaubte. Nachher habe ich mir bittere Vorwürfe gemacht — hätte ich gewußt, daß Papa so sterbenskrank, niemals hätte ich den leisesten Widerspruch gewagt — er tat mir doch alles zuliebe, der gute Papa — und jetzt — jetzt kann ich nicht einmal eine Blume auf sein Grab legen.“

Die schmerzlichen Erinnerungen, die so frisch waren, übermannen Lieselotte. Bei ihrem impulsiven Naturell geschah es oft, daß ihre Stimmungen schnell wechselten. Sie bekämpfte ein aufsteigendes Schluchzen.

„Kommen Sie, Herr von Lommerd, wir wollen nach Hause fahren, ich nehme an, daß Sie mir einen Platz in Ihrem Schlitten anbieten.“

„Selbstverständlich,“ beeilte sich Hans Joachim zu versichern, half Lieselotte einsteigen und breitete die Schlittendecke über ihre Knie.

Sie tat ihm so leid, die Kleine. Unwillkürlich verglich er sie mit Eva, beide waren heimatlos und sollten nun Wurzel fassen in einem fremden Boden und ihm schien es, als bedürfe Eva, die viel ältere, mehr eines Haltes und einer leitenden Hand, als dieses Kind, dem eine selbständige, vernünftige Auffassung der Dinge, die sich nicht ändern ließen und deshalb hingenommen werden mußten, dazu verhelfen würde, die Wunde, welche die jüngste Vergangenheit ihrem Seelenleben geschlagen, vernarben zu lassen.

Lieselotte Lenningen war in ihrer Trauer um einen

Verstorbenen vielleicht glücklicher als Eva, die einen Schmerz, den sie nicht empfand, zu ehrlich war zu heucheln.

„Wie froh werden die Ihrigen über Ihr Kommen sein,“ sagte Lieselotte, als sie unter dem eintönigen Geläut der Postglocken an Hans Joachims Seite dahinfuhr. „Solch ein Nachhausekommen ist etwas Schönes — wie sehr, das weiß man erst, wenn man sein Zuhause verloren hat,“ fügte sie schwermütig hinzu.

„Sie müssen Commerdshoff ganz als Ihre Heimat betrachten, Lieselotte,“ — Hans Joachim ergriff die Hand des jungen Mädchens und drückte sie herzlich — „erlauben Sie mir, daß ich das „gnädige Fräulein“ fortlasse — Ihr Name allein, das klingt viel hübscher, und ich möchte Ihnen nicht als Fremder gelten, sondern mich als Ihren Pflegebruder betrachten. Sagen Sie, bitte, auch nur einfach „Hans Joachim“ zu mir.“ Lieselotte erwiderte den Händedruck mit unbefangener Herzlichkeit.

„Ich glaube gern, daß Sie ein guter Kamerad sind, Hans Joachim. Schon damals, als ich Sie zum ersten Male in der Halle sah, dachte ich: Dem könntest du vertrauen!“ Sie sehen ja auch Ihrem Vater so ähnlich, da muß ich schon gut Freund mit Ihnen sein, es geht nicht anders.“

„Da wäre ja mein Vater mein gefährlicher Rivale in Ihrer Gunst,“ scherzte Hans Joachim. Er wollte Lieselottens Augen lachen sehen.

„Gewiß,“ nickte sie, auf die Tonart eingehend. „Ihren Vater hebt so leicht keiner bei mir aus dem Sattel.“

Ihre trübe Aufwallung ebhte bereits zurück.

„Ob man wohl in Commerdshoff die Schlittenglocken hört? Jetzt haben wir nur noch eine Werst bis zum Gut. Aber wir fahren gegen den Wind. Und dann sind im Hause alle so beschäftigt. Die Fliedner ist beim Pfefferkuchen backen, „der letzte Schub“, wie sie sagt — „Honigkuchen mit Mandeln“, und da sind die Jungen und Ursula mit dabei. Das Brautpaar sieht und hört gewöhnlich nichts, wenn es beisammen ist. Ich würde einfach aus der Haut fahren, wenn ich zwei geschlagene Stunden lang Tapetenmuster ausuchen sollte, was Margaret und Ingersheim heute mit Hingebung getan haben. Wissen Sie, Verliebte sind recht ungenießbar für andere vernünftige Leute,“ schloß sie altflug.

Wenn Lieselotte so plauderte, war sie wirklich reizend.

Hans Joachim betrachtete sie verstohlen von der Seite. Die Winterluft hatte ihre Wangen rosig angehaucht, ihre dunklen Augen blühten. Die schlanke junge Gestalt hatte, trotz aller Edigkeit der Formen, eine ungesuchte und unbewußte Grazie in ihren Bewegungen.

Die Sonne war gesunken. Ein blasser roter Schein lag noch unter einem bleigrauen Wolkenstreifen, der auf kommenden Schnee deutet, als der Postillon in den Gutshof einlenkte.

Noch bevor der Schlitten hielt, stand Liefelotte mit einem Satz auf dem festgestampften Schnee vor dem Hause, riß die Tür auf und stürmte in die Halle. Sie wußte, daß Hans Jürgen sich in seinem sogenannten Kontor befand, einer geräumigen Stube zu ebener Erde, wo er mit seinen Wirtschaftsbeamten zu konferieren und Knechte usw. zu empfangen pflegte.

„Onkel Hans,“ rief sie, dort eindringend, einen ganzen Strom frischer Schneeluft mitbringend und den Futtermeister, der über irgendetwas referierend vor seinem Herrn stand, rücksichtslos unterbrechend, „Onkel Hans, er ist wirklich da!“

„Wer denn, du Irrwisch?“

„Hans Joachim!“

\*

Als am folgenden Abend der Weihnachtsbaum brannte und die sehr hübsch und feierlich in Szene gesetzte Bescherung der Commerdhoffschen Dienstboten und sonstigen Gutsleute vorüber war, fielen die weißen Hüllen, welche den Aufbau der für die Familienmitglieder bestimmten Geschenke deckten. Jeder fand auf seinem Platz gerade das, was er sich wünschte.

Margaret erhielt meist praktische und auch zierliche Dinge, welche sie in ihrem künftigen Haushalt gebrauchen konnte und mit denen das wertvollste Geschenk, das Brillantkollier, ein Ingersheim'sches Erbstück, effektiv kontrastrierte. Großmama Ingersheim hatte es der Schwiegertochter besichert. Harald küßte seiner Braut für einen gestickten Teppich zärtlich die Hand. Margaret hatte jetzt keinen Grund mehr, sich darüber zu irritieren, daß Harald ihr nicht die Hand küßte, ja, sie meinte zuweilen sogar scherzend, daß er es „unvernünftig oft“ tue.

Eva erlebte zum ersten Male einen derartigen Weihnachtsabend in einem Familienkreise, in dem ein Mißklang ausgeschlossen war, in dem jeder, der ihm angehörte, den Wunsch empfand, die andern zu erfreuen.

Hans Joachim hatte für Eva Blumen, Konfekt und einige französische und englische Bücher. Sie las gern in beiden Sprachen.

In der heimlichen Hoffnung, daß Hans Joachim doch zum Fest nach Hause kommen würde, hatte sie etwas für ihn gearbeitet, sehr mühsam unter Mademoiselles kundiger Anleitung, eine Briefmappe mit dem Commerdschen, in Seide und Goldfäden gestickten Wappen. Hans Joachim wußte zufällig, daß Eva keine Heldin in solchen Arbeiten war, um so mehr freute er sich über ihre Gabe.

Lieselotte schob ihm verstoßen einen in Seidenpapier eingewickelten Gegenstand in die Hand.

„Es ist ein echt kaukasischer Dolch, er hat meinem Papa gehört,“ sagte sie, „Papa benutzte ihn als Papiermesser, noch kurz vor seinem Tode.“

„Sie machen mir ein großes Geschenk mit einer Sache, die Ihnen teuer ist als ein Andenken an Ihren Vater, ich danke Ihnen, Lieselotte.“

Nachdem alle Geschenke auf den Tischen unter dem Weihnachtsbaum genügend bewundert waren, gab Hans Jürgen dem Bedienten einen Wink. Dieser steckte die Kerzen eines sechsarmigen schweren silbernen Leuchters an und schritt feierlich zur Tür des Saales. Hans Jürgen bot Lieselotten mit den Worten: „Komm, jetzt bist du die Hauptperson,“ den Arm und forderte alle Anwesenden mit geheimnisvoller Miene auf, ihm zu folgen.

Sehr erstaunt stieg man unter Vorantritt des Bedienten in die Halle hinunter. Dort brannte der Kronleuchter und im Kamin loderten mächtige Birkenzscheite, zuckende Lichter über den Fußboden werfend, der aus Steinmosaik hergestellt war.

Inmitten der Halle stand, von Badmah am Zaun gehalten, ein schlankes, zierlich gebautes, hellbraunes Pferd.

Es bewegte, durch die vielen Menschen, die es umdrängten, und durch die helle Beleuchtung beunruhigt, in nervösem Spiel seine Ohren und schnaubte leise mit geblähten Nüstern, stand aber still, durch Badmahs eiserne Faust gebändigt, wie aus Erz gegossen da.

„Hier, Lieselotte, mein ganz spezielles Weihnachtsgeschenk für dich,“ sprach Hans Jürgen, „mein Pflögetöchterchen soll sich vollkommen heimisch fühlen im Vaterlande, es darf seine gewohnten Ritte nicht vermissen. Wir Commerds, Lieselotte,

sind geborene Reiter, wir haben Verständnis für deine Passion, bei uns sollst du den edlen Sport nicht verlernen. Das Pferd hier hat aber noch keinen Namen, nur eine Nummer; die zum Verkauf bestimmten Tiere werden erst von ihrem Besitzer getauft. Die Braune, Nr. 8, ist nun dein, Lieselotte. Jetzt Sorge für einen hübschen Namen."

Lieselotte war zuerst sprachlos vor Glück, dann fiel sie Hans Jürgen um den Hals und gleich darauf ihrem Pferde. Und schließlich fing sie vor lauter freudiger Aufregung an zu schluchzen. Die sonst so Ruhige war wie ausgetauscht.

"Nun, nun, nicht so nervös," ermahnte Hans Jürgen.

"Ach, Onkel Hans, ich bin so glücklich und so dankbar," stammelte Lieselotte.

"Dem da" — Hans Jürgen wies auf Hans Joachim, der im Hintergrunde stand, aber von dort aus Lieselotte beobachtete, und sich an ihrem Jubel, welcher so impulsiv und unbefangen kindisch war, freute —, "dem da gebührt dein Dank. Hans Joachim kam auf den Gedanken, dir Nr. 8 aus dem Hohenorter Reitschlag zu schenken. Er meinte, du würdest dich dann wohler bei uns fühlen."

Hans Joachim seinerseits wies jeden Dank Lieselottens zurück. "Sein Vater habe ja das Geschenk gemacht, nicht er," aber der warme Blick, mit dem ihn Lieselotte ansah, dünkte ihn wie etwas Besonderes, das ihn den ganzen Abend hindurch umkostete. Und als er im Begriff war einzuschlafen, da stand noch immer der volle, innige Dankesblick der dunklen sprechenden Augen vor seiner Seele.

Mit dem Gedanken an Lieselottens Weihnachtsfreude schlief er ein.

## Siebzehntes Kapitel

Einem alten Herkommen gemäß brachte der dritte Weihnachtsfeiertag Gäste nach Commerdshoff; Pastors und die beiden alten Fräulein Dewitz, welche fast nie von Hause fuhren und nur einmal im Jahre, zu Weihnachten, ihren Besuch in Commerdshoff machten. Diesmal hatte sich Frau von Enfelt mit Mann und Töchtern telephonisch angemeldet, da sie, seit Lieselotte bei Commerds weilte, noch nicht dort

gewesen und über die in Lernal angezeigte Verlobung Margarets nur durch Karten quittiert hatte.

Lieselotte, in ihrer gehobenen Weihnachtsstimmung und in der Harmonie des Commerdschen Familienlebens sich glücklich und geborgen fühlend, sah den unausbleiblichen Bosheiten, welche Tante Lucie in ihre Worte zu legen verstand, und die sie mit gehässigen, dolchartigen Blicken begleitete, fast vergnügt entgegen.

Mochte Tante Lucie sagen und denken, was sie wollte — ihr, Lieselotten, konnte sie doch nichts anhaben.

Hans Jürgens Befürchtung, welche er nach Empfang der beiden Briefe, die ihn darauf vorbereitet, daß sein Familienkreis durch Fremde erweitert werden sollte, seiner Frau gegenüber geäußert, die Befürchtung, daß durch diesen Zuwachs möglicherweise unliebsame Änderungen entstehen könnten, war grundloser Natur gewesen — jedenfalls in bezug auf Lieselotte.

Diese in ihrer unbefangenen, selbstverständlichen Art fügte sich trefflich in den engen Ring, dessen Mitglieder sich untereinander so gut verstanden. Besonders zur Zeit, als Margaret in Reval weilte, war Lieselotte bestrebt gewesen, die Haustochter zu ersetzen, und hatte deren kleine Pflichten gewissenhaft erfüllt, nach Tisch den schwarzen Kaffee eingeschenkt und Hans Jürgen, was er sehr liebte, aus der Zeitung vorgelesen.

Anders stand es mit Eva, die doch immerhin mehr oder weniger eine Fremde in Commerdschoff blieb, obgleich sie sich im Grunde von all den Hausgenossen, die ihr ausnahmslos freundlich entgegenkamen, angezogen fühlte.

Und so sympathisch ihre Erscheinung auch Hans Jürgen war, er mußte trotzdem im stillen seiner Frau beistimmen, wenn diese davon sprach, daß in Eva und Hans Joachim ein tieferes Interesse keime.

„Frauen besitzen Scharfblick in Herzensachen,“ dachte er — „und daß Eva eine richtige Lebensgefährtin für meinen Jungen ist, daran zweifle ich doch ganz bedeutend.“

\* \* \*

Lernal konnte sich, besonders was das Commerdschoffsche Wohnhaus und dessen Einrichtung anbetraf, nicht im Entferntesten mit dem Commerdschen Stammsitz messen.

Als Frau Lucie die Halle betrat, wo der Hausherr und Hans Joachim die Gäste begrüßten und Badmah beim Ablegen der Pelzhüllen behilflich war, wurde sie vollkommen übellaunig. Diese Feudalität, dieser solide Wohlstand, der an Reichtum streifte, störte sie. Daß andere es besser hatten als sie, empfand sie als eine ihr von der Vorsehung direkt zugefügte, persönliche Kränkung.

Bei Tisch fand sie das Menü zu prunkhaft, den Wein zu teuer.

Und Lieselotte tat ja so, als wäre sie hier ganz zu Hause. Diese lachenden Augen — das Kind schien vergessen zu haben, daß sein Vater erst vor ein paar Monaten begraben war.

Und „diese Landrö“ in ihrer modernen Toilette, die eigentlich keinen richtigen Trauerschnitt hatte, kokettierte natürlich mit Hans Joachim. Nach dem schwarzen Kaffee nahm Frau von Enselst ihre Nichte in Beschlag.

„Jetzt wünsche ich dein Zimmer zu sehen, Lieselotte.“ Es war, als schwebte ihr der unfehlbar zum Ausdruck kommende Tadel über das, was sie in Augenschein nehmen würde, bereits auf den Lippen.

Lieselottens Stube befand sich hinter der Margarets und war ebenso hübsch und anheimelnd wie das kleine Reich der Haustochter. Allein Frau von Enselst fand mancherlei zu rügen. „Dort unten links in der Waschgardine sind zwei gestopfte Löcher.“

„Wenn sie gestopft, so sind es ja keine Löcher mehr,“ lautete Lieselottens logische Erwiderung.

„Einerlei, einem fremden Kinde hängt man keine gestopften Sachen ins Zimmer. Für deinen Aufenthalt hier wird gezahlt, vergiß das nicht. Du hast ein Recht darauf zu fordern, daß dir nichts abgeht. Und die Tischplatte hier hat Flecken. Da man es nicht der Mühe wert gefunden, die Politur zu erneuern, so gehört eine Decke hierher.“

Lieselotte dachte an das kahle, unbehagliche Fremdenzimmer mit den graugetünchten Wänden und den geschmacklosen Möbeln aus Tannenholz, welche sie während ihres kurzen Aufenthaltes in Sernal bewohnt, und war empört über die ungerechten Nörgeleien ihrer Tante.

„Ich fühle mich in Commerdhoff sehr wohl, finde mein Zimmer reizend und meine Meinung ist hier doch die, welche den Ausschlag gibt,“ erwiderte sie kurz und abweisend.

„Allerdings, ich sehe zu meiner Trauer, wie sehr du

dich zu diesen Fremden hingezogen fühlst. Die Stimme des Blutes kommt bei dir leider gar nicht zur Geltung. Du bist keine echte Lenningen. Wir Lenningens pflegen immer zusammenzuhalten. Freilich, dein Vater besaß auch wenig Interesse für seine Familie — ein Beweis dafür, daß er dich, sein eigenes Kind, fremder Obhut anvertraut.“

„Mir ist Lommerdshoff eine Heimat, Tante Lucie, und die Handlungsweise meines Vaters unterwirf, bitte, keiner Kritik! Seine Wünsche und Bestimmungen sind heilig für mich.“

Frau von Enfelt schnob innerlich vor Wut, zog jedoch Lieselotte mit einer lässigenfreundlichen Miene, hinter welcher unsichtbare Krallen drohten, neben sich auf den kleinen Ed-divan.

„Sag mal, Kind, du gehst ja wohl nicht mit geschlossenen Augen hier im Hause herum. Wie ist denn eigentlich die Landry?“

„O, sehr liebenswürdig,“ war Lieselottens reservierte Antwort.

„Wie ist sie aber gegen Hans Joachim?“

„Wie gegen alle — auch liebenswürdig.“

„Das will ich meinen! Hast du nichts bemerkt?“

„Was denn, Tante?“

„Nun, ich denke, da steckt doch etwas hinter der Freundschaft dieser beiden. Man munkelt so manches. Aber es wird ja natürlich viel übertrieben. Alles, was die Leute reden, darf man nicht glauben. Schön ist die Landry ja, liebenswürdig auch, wie du sagst, ich möchte nun gern wissen, wie sie zu Hans Joachim steht?“

Lieselotte erhob sich.

„Darüber kann ich dir wirklich keine Auskunft geben,“ erwiderte sie eifrig.

„So, ich dachte, man sieht und hört doch so vieles als Hausgenossin.“

„Mein Vater,“ sagte Lieselotte und maß ihre Tante mit einem verächtlichen Blick, „hat es mir eingepägt, daß eine Lenningen vornehme Gesinnung als höchste Tugend betrachten muß, weil Noblesse des Herzens und Verstandes den Menschen mehr adelt als die traditionellen sechszehn Ahnen. Jeglichen Klatsch betrachte ich als unvornehm und unwürdig.“

„Was, ich glaube, du willst mir eine Lektion erteilen,“ rief Frau von Enfelt, blaß vor Ärger.

„Fasse meine Worte auf, wie es dir beliebt, Tante Lucie,“ versetzte Lieselotte achselzuckend.

„O, das sind also die Früchte der Commerdschen Erziehung,“ zeterete Frau von Ensel. „Widerpenstigkeit, Respektlosigkeit werden hier gepflegt und bleiben ungerügt. Mehr denn je beklage ich die traurige Verblendung deines Vaters, dich der Vormundschaft dieses Hans Jürgen Commerd anzuvertrauen. Du weißt natürlich nicht, welch ein Leben der hinter sich hat. Man nannte ihn früher nur den „tollen Commerd“ und —“

„Kein Wort weiter!“ rief Lieselotte, nun ihrerseits blaß vor Erregung. „Ich dulde es nicht, daß in meiner Gegenwart etwas Nachteiliges über meinen Vormund gesagt wird. Hörst du, Tante Lucie, ich verbiete es dir, über die Menschen hier, die weit über dir stehen, weil sie weder engherzig noch neidisch und gehässig sind, absprechend zu urteilen. Und da ich dir nicht gut die Tür weisen kann, so räume ich lieber das Feld.“

Sprach's und schlug die Tür hinter sich zu.

„Frechtes Geschöpf, das gedenke ich dir,“ knirschte Frau von Ensel, die zuerst sprachlos vor Grimm war und erst nach ein paar Minuten zu sich kam.

Sie trat an Lieselottens Toilettentisch, besprengte ihr Taschentuch mit kölnischem Wasser und betupfte mit demselben ihr vor Wut rotgeflecktes Gesicht.

Dann kehrte sie, geladen mit Galle zur Gesellschaft in Frau Irmas Salon zurück, ein Opfer suchend, um das in ihr aufgespeicherte Gift zu versprühen.

In Frau Irmas Salon war es sehr behaglich. Eva Landry hatte sich einen Sessel so dicht an den Kamin herangezogen, daß sie ihre schmalen, in schwarzen ausgeschnittenen Lackshuhen steckenden Füße gegen das bronzierte Gitter stemmen konnte. Frau von Ensel, welche sich der Gabe rühmte, bei ihrem Eintritt in ein Zimmer jede kleinste Einzelheit in demselben sofort konstatieren zu können, fand Evas Pose provozierend, besonders unpassend für eine Witwe in Trauer.

„Wenn man auch noch so hübsche und zierliche Füße besitzt, man braucht doch nicht so herausfordernd mit ihnen zu prunken, man verdeckt sie züchtig unter den Saum des Kleides.“

Das Brautpaar saß in der Nähe eines Fensters neben

einer riesigen Araukarie und widmete sich Pastors, welche sowohl von Harald wie auch von Margaret sehr geschätzt wurden.

Frau Irma machte, unterstützt von Großmama Ingersheim, am runden Sofatisch den alten Fräulein Dewitz die Honneurs, während Hans Jürgen geduldig die langatmigen Tiraden Leo Enselts, — der froh war, einmal zu Worte zu kommen — über grobe Gerste und Flachsbau anhörte. Die Jugend ließ sich im Nebensaal von Mademoiselle ein neues Gesellschaftsspiel zeigen.

Als Frau von Enselst eintrat, gesellte sich just Hans Joachim zu Eva, was für die Erbeste ein Grund war, auf das Paar loszusteuern.

Eva sah reizend aus, hatte frische Farbe und in ihren Augen einen glücklichen, verträumten Ausdruck.

„Sie beehren in letzter Zeit diesen Winkel unserer Provinz recht häufig mit Ihrer Gegenwart, Herr von Lommerd,“ eröffnete Frau von Enselst, vor dem Kamin auf einem der herumstehenden Hocker Platz nehmend, die Unterhaltung — „Hans Joachim,“ fügte sie hinzu, „darf ich wohl kaum mehr sagen, obgleich ich Sie seit Ihrer Knabenzeit kenne.“

Hans Joachim erhob ungezogenerweise nicht den Widerspruch, welchen Frau von Enselst doch jedenfalls zu hören erwartet.

„Mein häufiges Hiersein ist selbstverständlich, gnädige Frau. Die Heimat ist der Magnet, der besonders mich, der ich ein ausgeprägtes Heimatsgefühl besitze, anzieht.“

„O, es gibt verschiedene Magnete,“ bemerkte Frau von Enselst, nicht gerade geistreich, aber mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf Eva, die keine Miene verzog, sondern angelegentlich in das Flammenspiel schaute.

Hans Joachim konnte sich einer peinlichen Empfindung nicht erwehren. All' die Reden seines Kameraden Sellberg in bezug auf ihn und Eva fielen ihm ein. So war die Verleumdung auch hier im heimatlichen Kirchspiel bereits am Werke. Frau von Enselst galt als die Altmeisterin des auf dem Lande kursierenden Klatsches.

Und Eva Landry saß da, so distinguiert in ihrer blühenden Schönheit, so ahnungslos, daß sich bereits Häßliches an sie herandrängte, um den Saum ihres Kleides zu beschmutzen.

Im gleichen Moment trafen sich Evas und Hans Joachims Blicke und tauchten ineinander. In Evas goldbraunen Augen

lag eine unausgesprochene Bitte. So dünkte es wenigstens Hans Joachim.

„Nun, da bleiben Sie wohl bald ganz im Lande, Herr von Commerd?“ fragte Frau von Enfelt.

„In der Tat, meine Gnädigste, Sie haben es erraten.“

Halb gegen seinen Willen war Hans Joachim diese Antwort ent schlüpft.

Und Evas Augen ruhten immer auf ihm und strahlten bei seinen letzten Worten in Glückseligkeit auf. Er hätte blind sein müssen, um diese Sprache nicht zu verstehen.

„Bleib“, baten diese leuchtenden, wunderschönen Augen, und die halbgeöffneten Lippen der jungen Frau schienen lautlos zu wiederholen: „Bleib' bei mir, Hans Joachim.“

Da ward dieser Augenblick am Kaminfeuer zu einem Wendepunkt in Hans Joachims Leben und Frau von Enfelt, die ausgezogen war, ein Opfer für ihre bissigen Bemerkungen zu finden, zu einem Werkzeug in der Hand des Schicksals.

Hans Jürgen horchte gespannt auf, als die Stimme seines Sohnes, das monotone Gespräch Leo Enfeldts über tönend, an sein Ohr schlug: „Wenn es Sie interessiert, gnädige Frau — ja, ich bin in der Lage, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mich dazu entschlossen habe, mein Abschiedsgesuch einzureichen, um Höhenort anzutreten.“

Aber während Hans Joachim diese über seine Zukunft entscheidenden Worte an Frau von Enfelt richtete, blickte er nicht letztere an, sondern Eva, deren Züge wie verflärt waren von einer übergroßen Freude.

Hans Joachim hatte unter dem Zwang einer spontanen Eingebung gehandelt. „Ich tue es meinem Vater zu Liebe,“ dachte er, aber wenn er aufrichtiger gegen sich selbst gewesen wäre, so hätte er sich sagen müssen, daß Evas schöne flehende Augen ihn in seinem Entschluß, den er allerdings bereits vor Monaten seinen Eltern brieflich angedeutet und mit dem er seither immer gerungen, bestärkt und zur Tat hatten werden lassen.

Hans Jürgen ließ Leo Enfelt einfach stehen und trat hastig auf seinen Sohn zu:

„Ist es dein Ernst, mein Junge?“

„Jawohl, Papa.“

Da schloß Hans Jürgen seinen Erstgeborenen in seine Arme, allein in seine Freude mischte sich dennoch ein Wer-

mutstropfen, denn er pflichtete dem „chercher la femme“ der Franzosen in dieser Stunde mehr denn je bei.

Vater und Sohn wechselten einen festen Händedruck. Dann ging Hans Joachim zu seiner Stiefmutter und küßte ihr die Hand.

„Ich bleibe bei Euch, Mama.“

„Gott segne deinen Entschluß, Hans Joachim.“ In Frau Irmas Augen schimmerte es feucht.

Die alten Fräulein Dewitz, gute, harmlose Wesen, fanden diese kleine Familienszene so reizend und ergreifend, daß sie ihre Taschentücher hervorholten, da sie die Rührung überwältigte.

Einer Verbreitung dieser Stimmung beugte Irlick vor, der, was ihm immer gestattet war, im Salon auftauchte und schweifwedelnd und unbefangen von einem zum andern schritt zum hochgradigen Entsetzen Frau von Enselts; nun hatte sie ein neues Opfer und diesmal war es ein vollkommen wehrloses.

„Gemeinschädliche Geschöpfe sollte man nicht so frei herumlaufen lassen,“ sagte sie spitz und entwarf dann eine solche haarsträubende Schilderung von Irlicks schlimmen Eigenschaften, daß die alten Fräulein Dewitz in dem würdevollen Hunde ein Tier erblickten, das mindestens einem seinen Wärtern entsprungnen Löwen gleichkam, und ängstlich zur Seite rückten, um Irlick, der seinen Kopf auf Frau Irmas Knie gelegt hatte, nicht zu nahe zu kommen. „Meine teure Frau von Commerd, ich wußte nicht, daß Ihr Mann im Begriff steht, sich eine Menagerie anzulegen,“ erwiderte Frau von Enselts, als Frau Irma begütigend versicherte, daß Irlick ganz harmlos sei und daß alle ihn sehr lieb hätten. „Lieselottens famoser Samulus Badmah wäre ja auch unstreitig ein Prachtexemplar derselben.“

„Da unseres lieben Herrgotts Tiergarten so groß ist, nebenbei bemerkt auch an zweibeinigen Geschöpfen, die es mitunter an Bosheit mit mancher wilden Bestie aufnehmen, warum sollte ich mir nicht einen kleinen Privatluxus gestatten? Ich habe die „Menagerie“ gern bei mir aufgenommen, als sie andern Ortes aufgebrochen war, weil es ihr dort nicht gefiel,“ sagte Hans Jürgen behaglich.

Es war Frau Lucie höchst fatal, an Lieselottens Flucht aus Legnal erinnert zu werden; sie suchte nach einer passenden

Entgegnung, fand jedoch keine und verzeichnete somit an diesem Tage eine zweite Niederlage.

Eva saß noch immer unbeweglich vor dem Kaminfeuer. Da trat Hans Joachim neben sie und beugte sich zu ihr.

„Sind Sie zufrieden mit mir, gnädige Frau?“

In dem Blick, mit dem sie ihn stumm anschaute, las er so viel, daß ihn ein heißer, jäher Schreck durchbebt.

War diese Hingebung wirklich nur Freundschaft?

Und tat er recht daran, die Nähe dieser berückenden Frau, deren Zauber er, ohne daß er in sie verliebt war, immer wieder unterlag, weiterhin zu suchen?

Allein, was halfen ihm nun die nachträglich gestellten Fragen? Die Eingebung eines Augenblicks hatte über seine nächste Zukunft entschieden — nun galt es für ihn, mit den Folgen seines raschen Entschlusses fertig zu werden.

## Achtzehntes Kapitel

Der Norden erlebte nach Jahren wieder einmal einen frühen Lenz. Die Wasservögel kamen in dichten Schwärmen daher, suchten die bekannten Stätten auf, welche sie verlassen, als der Herbstwind eisig durch die Lande segte.

Im Parke zu Hohenort blühten die Veilchen, und in diesem Jahre wurden sie auch nicht übersehen, sondern gepfückt, und zwar höchsteigenhändig vom jungen Gutsherrn Hans Joachim von Lommerd. Eva Landry liebte Veilchen.

Das Herrenhaus zu Hohenort stand nicht mehr, wie es seit dem Tode der alten Baronin der Fall gewesen, mit verschlossenen Türen und herabgelassenen Fenstervorhängen da — Luft und Sonne durchfluten die wohnlichen Räume, die gediegene Einrichtung der Zimmer war wieder dem Tageslicht und dem Gebrauch zurückgegeben. Wohlerhalten war alles in Hohenort und zeugte von dem Geschmack, mit dem Hans Joachims Eltern ihr Haus ausgestattet.

Unter der Assistentz eines bewährten Inspektors und der speziellen Leitung seines Vaters, der überall, wo es not tat, mit Rat und Tat eingriff, führte Hans Joachim seit einiger Zeit die Zügel der Hohenorter Wirtschaft. Es erwies sich — und er freute sich dessen, — daß mehr Neigung zum

Beruf eines Landwirthes in ihm steckte, als er dies selbst vorausgesetzt.

Es war ihm allerdings nicht leicht gefallen, aus dem Regiment zu scheiden, aber genau genommen hatte er sich seit jener Affäre mit Landry in dem Garnisonstädtchen nicht mehr so wohl gefühlt wie früher. Und dieser Umstand erleichterte ihm das Scheiden aus dem Regiment.

Wenn er jedoch vollkommen ehrlich gegen sich selber war, so mußte er sich gestehen, daß es Eva Landry zu Wege gebracht hatte, seinem Leben jetzt schon die immer von ihm ins Auge gefaßte, aber doch stets wieder hinausgeschobene Wendung zu geben.

Diese Frau schien nun einmal dazu bestimmt, in sein Schicksal einzugreifen.

Schließlich war er mit der Wandlung der Dinge nicht unzufrieden. Es behagte ihm, vollkommen sein eigener Herr zu sein, und der große Wirtschaftsbetrieb in Hohenort bot ihm Gelegenheit, seine Schaffenskraft zu entfalten. Außerdem trug die Nähe von Commerdshoff dazu bei, sein Leben so angenehm wie möglich zu gestalten.

Man schrieb Ende April, und nach ein paar Tagen sollte Margarets Hochzeit stattfinden und auf Wunsch des Brautpaares nicht allzu groß gefeiert werden.

Harald fand heitere und rührselige Polterabendüberraschungen, bei welchen das Brautpaar wie auf einem Präsentierteller daßte, ein Objekt sinniger und wohl auch mitunter geschmackloser Aufmerksamkeiten, ungemütlich, und Margaret, die im Grunde etwas anderes dachte und gern einige Polterabendscherze gesehen hätte, hatte sich seinem Wunsche gefügt, ohne ihn über ihre Meinung aufgeklärt zu haben, denn ihren Wünschen und Neigungen pflegte Harald stets entgegenzukommen.

Zu St. Georg hatte man mit dem Beackern der höher gelegenen Felder in Commerdshoff und Hohenort beginnen können. Hans Joachim hatte am Spätnachmittag bei einem Gespann junger Pflugochsen, das den Ernst seines Daseins kennen lernte, indem es sich dem Joch beugte, um Furche auf Furche in der feuchtwarmen, der Befruchtung durch die Sommersaat harrenden Erde zu ziehen, nach dem Rechten gesehen und befahl nun, sein Pferd zu satteln. Er wollte zum Abend nach Commerdshoff hinüber.

Leicht und freudig war ihm der Sinn, als er, der sinken-

den Sonne entgegen, in schlankem Trabe auf der hier und da noch vom fruchtbaren Lenzregen durchweichten Landstraße dahinritt.

Allenthalben an den Grabenrändern blühten die ersten Schlüsselblumen. Die Weiden hatten schon längst ihren Frühlings Schmuck angelegt und die Birkenzweige trugen große Knospen. In einer der nächsten Nächte mußte sich das Wunder vollziehen — die Knospen wandeln sich ja überraschend schnell in Blätter und Blüten.

Hans Joachim wurde es warm beim schnellen Ritt. Er schob seine Sportmütze ein wenig aus der Stirn und ließ den Kappen, welchen er ritt, in eine langsamere Gangart fallen.

Da, an einer Wegbiegung, stürmte ihm Irlied in langen Säßen entgegen, und er wußte nun, daß auch Lieselotte nicht weit sein konnte. Da kam sie bereits heran auf ihrer „Schumbeika“, so hatte sie ihr Pferd getauft, nach einer tartarischen Fürstentochter, die vor langen Jahren in Kasan gelebt und um deren Liebesdrama und frühen Tod sich eine Sage wob.

Lieselottes Sitz zu Pferde war tadelfrei. Ein schwarzes Reitkleid umschloß knapp ihre noch knospenhaften Formen. Sie sah aber erwachsener aus als sonst mit dem am Hinterkopf hochaufgestellten Haar und dem runden Reithut aus schwarzem, weichem Filz.

Badmah folgte seiner Herren auf einem der Gestütpferde, welche täglich bewegt werden mußten.

„Wie sonnig Sie aussehen, Lieselotte, wie der personifizierte Frühling, der unsichtbar um uns sein Wesen treibt,“ begrüßte Hans Joachim die Reiterin, welche dicht neben ihm ihr Pferd parierte.

„Wenn ich im Sattel bin, dann möchte ich immer rufen: Was kostet die Welt? Reiten ist nun einmal mein halbes Leben,“ versicherte Lieselotte fröhlich.

Sie wandte ihre „Schumbeika“ und ritt nun im Schritt neben Hans Joachim durch den knospenden Frühlingswald. Sie verkehrte mit Hans Joachim stets wie mit einem guten Kameraden.

Nun verließen sie den Wald und ritten zwischen den Feldern, auf denen das Winterkorn siegreich alle Nachtfröste überdauert, dahin. Ihnen zur Rechten breitete sich eine weite, bis an den Horizont reichende Fläche aus, welche,

eben noch stellenweise mit Wasser bedeckt, ein Wiesenterrain bildete, welches das beste Heu der ganzen Gegend lieferte.

Im Frühjahr trat die Ostsee über ihre Ufer und überflutete die Niederung. Im Hochsommer erhoben sich auf der Ebene unzählige Heuschaber, die erst im Winter bei guter Bahn abgeführt wurden. Und wenn Anfang April das Hochwasser diesen Landstreifen bedeckte, so brachte es aus der See eine große Masse Fische mit, deren Fang dann eine Hauptbeschäftigung der Landbevölkerung bildete. Ja, das Fischen wurde zur Lebensfrage, denn die Strömlinge, welche in einer Unzahl gefangen wurden, bildeten ein Hauptnahrungsmittel der Bauern. Zuweilen verirrten sich sogar fette Aale, Barsche, Schleie, auch Lachse in diese Bucht, welche das über seine Grenzen getretene Meerwasser gebildet.

„Sie haben mir versprochen, Hans Joachim, mich einmal das hier übliche „Fischestecken“ mit ansehen zu lassen,“ sagte Lieselotte mit einem Blick über die braun und grün gesprenkelte Fläche, an deren fernem Saum der langsam zurückebbende Wasserstreifen glänzte.

„Ich werde mein Versprechen halten,“ erwiderte Hans Joachim, „obgleich das Fischestecken kein Sport für Damen ist. Die ersten Aprilmächte sind kalt. Die Fischer führen stets ihre Brantweinflaschen mit sich, um sich zu erwärmen.“

„Oh,“ rief Lieselotte eifrig, „ich verschmähe unter Umständen auch einen Schluck Kognak nicht, wenn es sein muß.“

Hans Joachim lachte amüsiert. Aber ihm gefiel diese Art Lieselottens, ihre Neigung, alle Dinge, die ihr neu und interessant waren, kennen zu lernen und zwar gründlich.

„Wollen wir sehen,“ meinte er, „bis zum nächsten Fischestecken haben wir noch ein ganzes Jahr lang Zeit. Eben ist nur noch der Strömlingsfang im Gange, und der ist sehr prosaisch, während die Fahrt auf den schmalen Booten bei Sackelschein viel Poesie an sich hat. Mit gezückter Harpune wird der Fisch bedroht, der vor der roten Blut, welche das Feuer ausstrahlt, wie hypnotisiert regungslos verharret und so den Todesstoß empfängt. Aber wie gesagt, es ist noch Zeit bis dahin, wo ich mein Versprechen einlösen werde.“

„Ja,“ nickte Lieselotte, „Sie haben recht. Papa sagte auch immer, daß man nicht zu weit hinausdenken solle, jede kommende Minute kann eine Änderung in unserem Leben hervorbringen. Eigentlich ist das ein aufregender Gedanke, nicht wahr, Hans Joachim?“

„Nur ein natürlicher. Wer Mut und Willenskraft besitzt, wird nicht aufgeregt, sondern ruhig und gegen etwaige Schicksalsschläge gewappnet in die Zukunft blicken. Ich halte Sie für tapfer, Lieselotte, törichte Furcht vor etwas Unbekanntem, das möglicherweise sich ereignen dürfte, grenzt an Aberglauben.“

„Badmah glaubt an „schwarze Tage“, fuhr Lieselotte, die es als ganz selbstverständlich ansah, daß man sie für tapfer und willensstark hielt, in ihrem Plaudern fort. „Das hängt mit seinem Buddhismus zusammen. An solchen Tagen unternimmt Badmah nur sehr ungern etwas; er würde am liebsten bis Sonnenuntergang, wo der „schwarze Tag“ zu Ende ist, in irgendeinem stillen Winkel kauern. An einem schwarzen Tage soll man sich so ruhig wie möglich verhalten, keine Reise unternehmen, keinen Kauf abschließen usw.“

„Diese schwarzen Tage leisten folglich der Indolenz Vor- schub,“ versetzte Hans Joachim, der immer voll Interesse war, wenn Lieselotte von fremdartigen Sitten und Gebräuchen, welche sie an der Wolga kennen gelernt, erzählte. „Das im Winkel kauern“ hat dem Schicksal gegenüber entschieden etwas Unterwürfiges. Und das Schicksal fordert doch nicht selten gerade an einem schwarzen, also einem unheilvollen Tage unsere ganze Widerstandskraft, unsere ganze Leistungsfähigkeit heraus.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Lieselotte nach einer kleinen Pause, „ob es recht ist, aber zuweilen habe ich doch Verständnis für Badmahs Unbehagen an den schwarzen Tagen, an welchen er sich am liebsten wie eine Schnecke in ihr Häuschen verkriechen möchte. Die Orientalen halten viel vom Kismet. Und Sie können doch nicht leugnen, Hans Joachim, daß eine gewisse Wahrheit in dieser Auffassung liegt?“

„Sie sind eine kleine Phantastin, Lieselotte, und Ihr Badmah mit seiner Theorie vom schwarzen Tag sehr — beinahe hätte ich gesagt, töricht, aber an überlieferten Überzeugungen läßt sich nicht rütteln, wenigstens nicht bei solchen Naturmenschen.“

„Ich bin auch Naturmensch,“ rief Lieselotte übermütig, „in Freiheit dressiert, wie Ihr Vater behauptet, und wenn der schwarze Tag einmal für mich da ist und ich Lust verspüre, willenlos in einem Winkel zu kauern, dann rufe ich

Sie zu Hilfe, Hans Joachim. Sie fahren mir gründlich durch den Sinn. Ja?"

Hans Joachim versprach es lächelnd. Lieselotte war doch noch ein großes Kind mit ihren sechzehn Jahren.

"Aber nun wollen wir antraben," rief sie. "Ich habe nämlich ein bißchen Eile nach Hause zu kommen, meine Musikstunde bei Mademoiselle ist bald fällig. Unser gewöhnlicher Stundenplan ist während der Hochzeitsvorbereitungen ganz über den Haufen geworfen."

Als sie in den Hof ritten, stand Eva vor dem Portal. Sie trug ein Kostüm aus schwarzem Tuch und einen großen Hut.

Hans Joachim gefiel es an ihr, daß sie nicht so ängstlich besorgt war um ihren Teint, wie die meisten Damen, welche nicht auf dem Lande aufgewachsen sind. Sie hatte ihr Gesicht durch keinen Schleier vor den Strahlen der Lenzsonne geschützt.

Ehe Hans Joachim sich aus dem Sattel geschwungen, stand Lieselotte schon am Boden. Sie hatte sich ohne jede Hilfe mit der ungesuchten Grazie, die ihren Gang und überhaupt ihre Bewegungen beherrschte, gewandt aus dem Sattel gleiten lassen.

Hans Joachim küßte Eva die Hand, sie lächelte ihm zu und nach ein paar Begrüßungsworten, die sie für ihn hatte, trat sie an den Rappen heran und streichelte den glänzenden Hals des Tieres. Ihre Augen ruhten dabei auf Hans Joachim und die sprachen unverhohlen: "Ich freue mich, daß du wieder da bist, denn deine Gegenwart macht mich wunschlos glücklich."

Von diesem gemeinsamen Ritt an gab es für Lieselotte und Hans Joachim ein Stichwort: "Der schwarze Tag".

Hatte Hans Joachim einmal eine krause Stirn, was ja auch dem fröhlichsten Menschen passieren kann, so erkundigte sich Lieselotte sofort teilnehmend, ob es noch lange "schwarzer Tag" bei ihm sein würde. Das wirkte dann wie eine Zauberformel. Hans Joachims Stirn glättete sich sofort.

Und war Lieselotte dazwischen still, und das geschah öfter jetzt, da die Natur erwachte und ihr manche wehmütig schöne Erinnerung an entschwundene Frühlingstage an der Wolga in die Seele zauberte, so bat Hans Joachim seine kleine Pflegeschwester, sich doch nicht von Badmah, der über dem Unstern eines schwarzen Tages alles andere ver-

gaß und am liebsten taten= und gedankenlos dageessen hätte, anstecken zu lassen.

Margaret und Harald hatten die Ringe gewechselt und waren einander verbunden für das Leben. Margaret sah ganz reizend aus in Kranz und Schleier, und Ingersheim machte einen so jugendlichen Eindruck, daß die fünfundzwanzig Jahre, die er mehr zählte als seine Braut, gar nicht in Betracht kamen.

Eine weihevollte Feststimmung, untermischt mit obligater Rührung, herrschte unter der Hochzeitsgesellschaft. Allein auch die Fröhlichkeit kam zu ihrem Recht. Großmama Ingersheim weinte allerdings viel, aber es waren Freudenstränen. Auch Commerds hatten alle Ursache, der Fügung des Schicksals dankbar zu sein, da Margaret, obwohl sie aus dem Elternhause schied, doch in ihrer Nähe bleiben würde.

Bald nachdem die Tafel aufgehoben, verabschiedete sich das junge Paar. Harald wollte seiner Frau ein bißchen die Welt zeigen, sie dem südlichen Frühling zuführen. Zuerst Rom, dann Neapel, Mailand, die französische Schweiz, zuletzt noch ein Eckchen Deutschland. Kehrete man dann in den Norden zurück, so war es gerade zur Zeit, wenn in Palloküll junge, schlanke, duftende Birkenstämme, auf der Veranda und in den Zimmern gruppiert, von dem hübschen ländlichen Gebrauch, Pfingsten durch diesen Schmuß zu feiern, Zeugnis ablegten. Die beiden Annoferschen waren Brautjungfern, Guido Herbenstein hatte es mit Dank unter irgendeinem nichtigen Vorwande abgelehnt, Brautführer zu sein, was für Vera Singen eine geheime Enttäuschung bedeutete.

„Der arme Junge, der Guido,“ sagte die Baronin Willrod bedauernd, „es hat ihn doch noch tiefer getroffen, als ich es vorausgeseht.“

Die Baronin Willrod zeigte sich entzückt von Eva Landron und hatte nicht übel Lust, die junge Frau zu einem längeren Besuche bei ihr zu veranlassen. Es war fatal, daß sie, die Baronin, gerade jetzt ihre Kur in Kissingen vor hatte.

Aber vielleicht konnte sie Eva überreden, sie dorthin zu begleiten. Sie äußerte sich in diesem Sinn ein wenig sondierend Hans Jürgen gegenüber.

„Kissingen — hm — sehr schön! Aber meine liebe Sophie, ausländische Reisen und noch dazu ein Aufenthalt in einem Badeort gehören zu den kostspieligen Dingen.“

„Ich würde Frau von Landron —“ begann die Baronin, aber ihr Vetter schnitt ihr mit einer abwehrenden Handbewegung das Wort ab: „Du würdest Frau von Landrons Reisekosten auf dein Konto schreiben, aber ich rate dir, ihr lieber nicht diese Proposition zu machen, Eva Landron ist sehr stolz.“

„Ich denke, sie verfügt doch auch über eigene ausreichende Mittel, die es ihr erlauben dürften, sich mir anzuschließen,“ bemerkte Baronin Sophie ein wenig pikiert.

„Nun ja — wie man es nimmt,“ erwiderte Hans Jürgen zurückhaltend. „Aber wie dem auch sei — ich halte es für richtiger, wenn Frau von Landron ihren Sommer in Lommerdhoff verbringt.“

„Wie lange wollt Ihr sie eigentlich behalten?“

„Du bist von einer Gründlichkeit im Fragenstellen, beste Sophie, die verblüfft. Seit wann ist es Sitte, daß man sich bei seinen Gästen erkundigt, ob sie nicht endlich einmal abzureisen gedächten?“

„Du übertreibst, Hans Jürgen. Nun schließlich wird diese junge, wunderhübsche Frau es müde werden, tagein, tagaus Landluft einzuatmen,“ meinte Baronin Sophie, hartnäckig ihren Plan verfolgend, „und dann findet sie bei mir offene Arme, bis sie sich selber eine Häuslichkeit gründet. Sie könnte sich ja beispielsweise recht bald verheiraten, vielleicht bietet sich ihr in meinem Salon die Gelegenheit, ihren Zukünftigen kennen zu lernen.“

„Ja, ja, die göttliche Vorsehung hat an der irdischen die eifrigste Konkurrentin — was das Heiratsstiften anbelangt. Es ist wirklich ein Glück, daß es Menschen gibt, die sich so viel damit beschäftigen, und darum Sorge tragen, daß die Welt nicht aussterbe,“ bemerkte Hans Jürgen trocken.

„Wenn du ironisch wirfst, bist du unausstehlich, Hans Jürgen, gab die Baronin halb lachend, halb ärgerlich zur Antwort.“

Er küßte ihr liebenswürdig die Hand und die Versöhnung war stillschweigend besiegelt.

Die Baronin Willrod war nicht die einzige, die an Margarets Hochzeitstag von Eva Landron entzückt war. Es gab unter den Gästen viele, die sie zum erstenmal sahen und die, über ihre Schönheit frappiert, sich durch dieselbe fesseln ließen.

Eva Landron in Weiß! Nachdem sie solange in düsterer

Schwarz gehüllt gewesen, wirkte ihre Erscheinung wie etwas unbeschreiblich Lichtvolles, Blendendes. Sie hatte nur für einen Tag ihre Trauer abgelegt — die äußerliche Trauer — denn in ihrem Herzen gedachte sie ihres Mannes wie eines Menschen, den sie einmal in einer fern zurückliegenden Zeit gefannt — um ihn dann zu vergessen.

Auch Lieselotte trug heute ein weißes Kleid, aber schwarze Achselschleifen und eine breite schwarzseidene Schärpe. Sie war die jüngste unter den Brautjungfern, wußte sich jedoch sogar neben der sehr eleganten Komteß Siegen, die sich selbst für eine Schönheit hielt, zu behaupten. Lieselotte fiel angenehm auf durch ihre ungezwungene, bei aller Bescheidenheit sichere Haltung.

„Die wird,“ sagte der Annofersche augenzwinkernd und deutete auf Lieselotte. „Schade, Geld is nich, aber sonst — Rasse!“

Lieselotte war außerordentlich vergnügt und amüsierte sich über Margarets Erröten, als man dieser nach der Trauung gratulierte und sie geflissentlich „gnädige Frau“ anredete.

„Mir würde so etwas gar nicht imponieren,“ dachte sie.

Als der Annofersche sie begrüßte und ihr ein paar Komplimente über ihr Aussehen sagte, hätte sie am liebsten die Zunge herausgesteckt. Zum Glück siegte ihre gute Erziehung und sie überwand sich; als der alte Herr dann ein Gespräch über Pferde mit ihr anknüpfte, wurde sie sogar ganz beläufigt und äußerte bald darauf in gönnerhaftem Ton zu ihrem Vormund, „daß der Annofersche eigentlich ganz nett sei, ein bißchen „vorlaut“ zwar, aber er verstehe recht viel von Pferden.“

Hans Jürgen fand Lieselotte unbezahlbar — vor der spitzen Zunge des Annoferschen duckte sich alt und jung, und dieses Kücken nahm sich in aller Seelenruhe ein solches Urteil heraus.

Hans Jürgen konnte nicht anders, er hinterbrachte dasselbe brühwarm seinem Nachbar und Freunde.

„Darauf kannst du dir was einbilden — Heinz — Magnus — es war köstlich, wie die Lieselotte das sagte, so herablassend, als ob eine Gräfin ihren Koch lobt.“

Der Annofersche krümmte sich vor Lachen. So etwas liebte er. Vor Empfindlichkeit bewahrte ihn sein Verstand.

„Weiß Gott, Hans Jürgen, wäre ich ein junger Fant, in deine Lieselotte verliebte ich mich vom Fleck weg.“

„Ist auch ein Prachtkerl, die Lieselotte,“ stimmte Hans Jürgen bei.

In dem allgemeinen Trubel fiel es nicht auf, daß Eva nach aufgehobener Tafel aus der Gesellschaft verschwunden war; erst nach einer längeren Weile kam sie wieder zum Vorschein und gerade in dem Moment, als der Passoküllsche Wagen, den die Neuvermählten bis Reval benutzen wollten, vorfuhr und alle abschiednehmend sich um die beiden Hauptpersonen des Tages drängten.

Da fiel es niemandem auf, wie Eva blaß war und welche tiefe Schatten unter ihren Augen lagen.

„Ich muß Sie sprechen,“ raunte sie Hans Joachim zu, nachdem die Abfahrt des jungen Paares sich vollzogen und die Hochzeitsgesellschaft, welcher die Bedienten jetzt Tee und Früchte präsentierten, sich in den festlich erleuchteten Räumen verteilte.

Die Fenstervorhänge waren fest zugezogen, das Kerzen- und Lampenlicht sollte nicht vor dem Lenzsonnenschein, der trotz der abendlichen Stunde noch grell über dem Lande lag, verblichen.

„Ich muß Sie sprechen — unbedingt — gleich,“ wiederholte Eva, „einerlei wo, nur ungestört — ich habe vorhin einen Brief erhalten.“ Und dabei blickte sie sich wie suchend um.

Aber überall waren Gruppen plaudernder Menschen. Im Saal hatte sich jemand an den Flügel gesetzt und intonierte einen Walzer. Die Jugend brannte darauf, zu tanzen.

Eva dachte nicht daran, daß sie Hans Joachim seinen Pflichten als Haussohn entzog, und er, der sie zuerst erstaunt, dann besorgt angeblickt, fühlte, daß es etwas Ungewöhnliches war, welches sie veranlaßte, in dieser dringenden Weise eine Unterredung mit ihm zu verlangen.

„Ich stehe ganz zu Diensten,“ erwiderte er.

„Aber wo — wo sind wir ungestört?“

Eva blickte sich wiederum suchend um.

„Kommen Sie mit auf mein Zimmer,“ entschied sie dann schnell, ohne seine Antwort abzuwarten.

Hans Joachim verbeugte sich stumm und folgte ihr, die, ihre Schleppe, wie eine gleißende Schlange nach sich ziehend, voran eilte mit wogender Brust, mit flimmernden, vor Erregung verdunkelten Augen.

Es geschah nicht zum erstenmal, daß Hans Joachim Evas Zimmer betrat, allein mit ihr war er jedoch noch nie hier gewesen und noch nie war es ihm so aufgefallen, wie sehr das Gemach den Stempel, welchen seine Bewohnerin ihm aufgedrückt, zur Schau trug.

Auf dem eleganten Toilettentisch eine kleine malerische Unordnung über eine Stuhllehne ein Morgenrock aus weißem Flanell mit breiten gelblichen Spitzen, vor der Couchette ein Paar winzige, goldgestickte Pantoffeln, zu denen sich ein Maupassant in gelbem Umschlag gesellte.

Auf dem Schreibtisch in einer Vase im Dekadenstil eine Fülle duftender Veilchen — auf dem Boden neben dem Schreibtischhocker lag, achtlos hingeschleudert, ein zerrissener Briefumschlag.

Mit wachsender Bewunderung war Hans Joachim Eva gefolgt. Als die Tür des Zimmers sich hinter ihnen geschlossen, forderte Eva Hans Joachim nicht auf, Platz zu nehmen, sondern zog aus der Tasche ihres Kleides einen zerknitterten Briefbogen und reichte ihm denselben.

„Lesen Sie, Herr von Commerd,“ sprach sie gebieterisch und blieb, indem sie ihre Augen fest auf ihn richtete, vor ihm stehen.

Hans Joachim ergriff verständnislos den Brief und begann zu lesen. Das Schreiben war in elegantem Französisch abgefaßt und lautete:

„Meine Königin — Du erlaubst Deinem getreuen Sklaven Ignaz allerdings nicht, Dich so anzureden, ich tue es dennoch, auf die Gefahr hin, mir Deine vermehrte Unnade zuzuziehen. Es lohnt sich nicht der Mühe, gegen etwas anzukämpfen, das stärker ist, als man selbst. Obwohl ich weiß, daß ich mich Dir durch die Übermittlung einiger Sakta, welche auf Dich und Deinen Freund und Beschützer, Herrn von Commerd, Bezug hatten, besonders unangenehm gemacht, da Du mir auf alle meine Briefe, die ich nachher an Dich gerichtet, nicht mehr geantwortet hast, und nur meiner Frau einige spärliche Nachrichten über Dich zukommen lässest, so kann ich doch nicht anders, als Dich wiederum mit Verschiedenem, was Deine Person sehr nahe angeht, zu belästigen. Meine Verehrung verschmäht Du — gut, lassen wir dieselbe heute aus dem Spiel — ich will nur ganz sachlich als Dein Kusine mit Dir reden. Als ich Dir im November zu einer Reise in den Süden, welche Deine Nerven kräftigen sollte,

meine Schatulle zur Verfügung stellte, da ignoriertest Du mein aufrichtig gemeintes Anerbieten. Ich fragte Dich in Sadubrovina aus Interesse für Deine Zukunft um Deine pekuniären Verhältnisse, Du antwortest mir kurz, dieselben befänden sich in bester Ordnung und Herr von Sommerd habe es übernommen, Dein Geld zu verwalten. Trotzdem hatte ich die unbestimmte Ahnung, daß doch nicht alles in Ordnung, denn Dein Mann hatte sich kurz vor seinem Tode mit der Bitte um ein Darlehen an mich gewandt. Ich war damals leider nicht in der Lage, ihm den geforderten Dienst zu leisten. Ich beruhigte mich aber in der Überzeugung, daß Landry Dich jedenfalls sicher gestellt, und sei es auch nur durch die Police seiner Lebensversicherung. Vor kurzem wurde ich eines anderen belehrt. Eine Geschäftsangelegenheit führte mich nach Wilna. Dort, im Hause meines Rechtsanwalts, dessen Gattin Beziehungen zu Deinem früheren Aufenthaltsort hat, traf ich zwei Regimentskameraden Deines verstorbenen Vaters. Den einen derselben, einen etwas schwerfälligen Kauz, Sellberg, hatte ich dort bereits früher kennen gelernt, er hüllte sich in Schweigen, als von Dir, Deinem Manne und Herrn von Sommerd die Rede war. Der andere jedoch, ein Herr von Sohlow, mit dem Selig recht intim gewesen zu sein scheint, plauderte desto mehr und wußte auch über Deine Vermögensverhältnisse gut Bescheid. Von seinem früheren Kameraden Sommerd sprach er mit der höchsten Anerkennung, und lobte es an ihm, daß er, als sich nach dem Tode Deines Mannes herausgestellt, daß Dir knapp so viel geblieben, um die laufenden Ausgaben und die Schulden zu decken, zu welchem Zweck Pferde, Equipagen, die ganze luxuriöse Einrichtung verkauft werden mußte, sich bereit erklärt, für Dich, Eva, zu sorgen. Diese Tatsache war natürlich nur in intimum Kreise zur Sprache gekommen. Ich erfuhr alles durch Herrn von Sohlow, mit dem ich, als wir das Haus des Rechtsanwalts verlassen, in einem Restaurant noch ein wenig Champagner zechte. Der Wein löste Sohlow's Zunge — mir (er hatte übrigens vorausgesehen, daß ich das meiste bereits wußte), war seine Offenheit erwünscht, denn nun weiß ich, Eva, daß Du nur auf die Großmut der Sommerds angewiesen bist. Deine Mutter und die Mutter meiner Frau waren Schwestern und die Velischwicz wären lieber gestorben, als daß sie von den Almosen Fremder existiert hätten. In Deinen Adern, Eva, fließt daselbe edle

Blut. Auch Du wirst nicht länger auf Kosten anderer, Fremder, leben wollen. Natürlich aber ist es, daß Du bei Deinen nächsten Verwandten das Heim, das Dir mit tausend Freuden geboten wird, aufsuchst. Ich küsse Deine Hände und flehe Dich an: „Komm zu uns.“ Dein Stolz wird Dir die Schritte weisen, die Du tun mußt, und ich hoffe, daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem Du Deine wahren Freunde erkennst und in ihren Schutz zurückkehrst. Es legt sich Dir in tiefster Ergebenheit zu Füßen Dein stets zu Deinem Dienst bereiter

Ignaz Swarsky.“

Mit sich steigernder Erregung durchflog Hans Joachim den Brief. Nun war er fertig und blickte auf und in Evas fragend auf ihn gerichtete Augen.

„Ist es wahr?“ stieß Eva leidenschaftlich hervor. „Bin ich eine Bettlerin, die das Gnadenbrot in Lommerdshoff isst? Die jede Stecknadel, die sie braucht, von Ihrer Großmutter empfängt?“

„Gnädige Frau,“ begann Hans Joachim bittend —

„Ja, es ist wahr,“ fiel sie ihm ins Wort, — „ich sehe es an Ihrer Miene — und ich hoffte noch, daß es eine plumpe Falle sei, die Ignaz mir gestellt, um mich in seine Gewalt zu bekommen. Also auf Ihre Rechnung, Herr von Lommerd, habe ich fast ein ganzes Jahr hindurch gelebt, habe mein verwöhntes, faules Leben fortgesetzt, die große Dame gespielt, ohne einen Heller mein eigen zu nennen. Ich besolde eine Kammerzofe, ich reiste im Komfort, den nur der Reichtum gestattet, mit einem Wort, ich lebte von fremdem Gelde. Die Welt weiß, warum, und zeigt vielleicht bald mit Fingern auf mich.“

Eva war außer sich. So hatte Hans Joachim sie niemals gesehen. Und sie war berückend schön in ihrer Verzweiflung, ihrer Scham — und dabei so aufgereggt, daß sie Hans Joachim gar nicht zu Worte kommen ließ, sondern sich in hastiger Rede überstürzte:

„Was denken eigentlich Ihre Eltern von mir, der Fremden, die, verwöhnt, mit all den Ansprüchen eines Weltkinds sich den Luxus in Toilette und täglichen Gewohnheiten gestattet, der nur Reichen erlaubt ist? Warum — warum haben Sie mir vorgespiegelt, daß ich Vermögen habe? Ich bin ein Kind in geschäftlichen Dingen — mir konnte

man alles weiß machen. Und, Herr von Sommerd, wissen Sie denn nicht, daß ich nach alledem Sommerdshoff verlassen muß? Wohl dem, der ein Paradies nicht kennt, denn dann kann er aus einem solchen nicht vertrieben werden. Ich muß fort, am liebsten gleich, in dieser Stunde noch — einerlei wohin — nur nicht zu Swarstij — aber fort, um mir mein Brot zu verdienen. Ich verstehe ja nicht zu arbeiten, aber vielleicht kann ich englische und französische Konversationsstunden geben. Ich will mich wieder selbst achten. Diese Beschämung ertrage ich nicht!"

Und plötzlich schluchzte Eva Landry auf, wankte und tastete nach der nächsten Stuhllehne. Und Hans Joachim umfaßte sie bereits sanft und geleitete sie zur Couchette.

„Beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau, ich flehe Sie an, und lassen Sie mich Ihnen erklären.“

Aber sie unterbrach ihn aufs neue und rief weinend:

„Warum haben Sie es mir verschwiegen, daß ich bettelarm bin?“ Und tonlos fügte sie hinzu: „Nun muß ich fort — ich kann nichts von Ihnen annehmen, — ich kann ja alles niemals zurückerstatten.“

Wiederum begann sie zu schluchzen.

„Gnädige Frau, beruhigen Sie sich,“ bat Hans Joachim leise.

Er hatte sich neben sie gesetzt und ergriff ihre Hand. Ihre Verzweiflung schnitt ihn ins Herz und machte ihn fassungslos. Die Situation übermannte ihn. Diese junge, wunderhübsche, weinende Frau berauschte ihn förmlich — seine Pulse flogen wie im Fieber.

Daß sie lieber arbeiten wollte, um sich ihr Brot zu verdienen, statt tatenlos auf Kosten anderer zu existieren, war stolz und korrekt von ihr empfunden. Und er begriff, daß es wiederum sein Schicksal war, welches Eva gleichsam in seine Arme drängte.

Sein Atem ging schwer. Wie reizend und hilflos war sie in ihrem trostlosen Weinen. Er hätte ihr die Tränen fortküßeln mögen. Wie ein glühender Strom rieselte es ihm durch die Glieder.

Der letzte Sonnenstreifen am Horizont erlosch. Über den Wipfeln des Salisferschen Waldes stieg der Mond empor, bleich, zögernd, als wäre er es müde, über der Erde zu wachen und all den Erdenjammer, die Verblendung, den Leichtsinn, die Verzweiflung und die vielen, vielen mensch-

darüber auf. Es war schon einfach schlechter Ton! Nicht einmal im Salon konnte Harald seine Verliebtheit bezwingen. Dabei war er fast noch einmal so alt wie Hans Joachim. Den würde nichts aus seiner Korrektheit bringen. Auch die Liebe hatte ihn nicht verändert, er war immer gleich lebenswürdig, gleich aufmerksam gegen sie — genau ebenso, wie damals, als er begonnen, sich um sie zu kümmern, für sie zu sorgen.

Niemals hatte sie einen leidenschaftlichen Durchbruch seiner Gefühle für sie an ihm wahrgenommen. Sie beruhigte sich allerdings, sobald diese Zweifel an Hans Joachim sie quälten, immer damit, daß doch nur die Liebe zu ihr ihn dazu veranlaßt, sein Leben mit dem ihren unlöslich zu verketten.

Als Hans Joachim bei seinem Eintritt in den Salon den Ausdruck von Mißbehagen auf Evas Gesicht bemerkt, hatte er sich beeilt, ihr ein paar Worte, die sie über das teilweise mißlungene Diner beruhigen sollten, zuzuflüstern.

„Das sind doch nur Kleinigkeiten, mein Herz, wir entlassen die untüchtige Mamsell, Mama wird uns beim Engage-  
mente eines Koches behilflich sein.“

Es war ihm peinlich, daß Eva sich immer von ihren Stimmungen oder richtiger ausgedrückt, „Verstimmungen“ zu sehr hinreißen ließ.

Seine freundlichen Worte beruhigten sie nicht. Es geschah meist, daß sie sich in eine unmotivierete Gereiztheit hinein verlor, wenn alle Lommerdschen Familienmitglieder zusammen waren. Sie kam sich dann immer wie eine Fremde, eine außerhalb des engen Ringes Stehende vor. Selbst Mademoiselle Dupont schien durch den langjährigen Aufenthalt in Lommerdshoff mehr mit den Interessen der Familie verwachsen, als sie, die Schwiegertochter.

Als sich vorhin bei Tisch das Gespräch um den Bau einer Dampfmühle gedreht, welche Hans Joachim anzulegen beabsichtigte, da waren alle Anwesenden den Auseinandersetzungen der drei Herren voll Aufmerksamkeit gefolgt, nur sie, Eva, hatte sich mit keiner Silbe an der Diskussion beteiligt. Auch Lieselotte hatte mitgeredet, als verstände sie wirklich etwas von der Sache, und gefragt, wenn ihr vieles unklar vorgekommen.

Überhaupt diese Lieselotte! In Lommerdshoff wurde viel zu viel Wesen von ihr gemacht. In der Gesellschaft

feierte man sie neuerdings. Sie kam sich natürlich interessant vor mit ihrem großen Hunde und ihrem kalmückischen Diener, welche letzterer in Lommerdshoff in hohen Gnaden stand.

Fritz blieb bei Fahrten jetzt immer zu Hause und Badmah behauptete den Sitz neben dem Kutscher. Hans Jürgen war in der That ganz vernarrt in seine Pfliegerochter. Seine Befürchtungen, daß ihre Erziehung ihm noch manche Sorge bereiten würde, waren kaum eingetroffen, viel schneller, als er es vorausgesetzt, hatte sie sich in den Rahmen der neuen Verhältnisse gefügt. Durch sie war der Friede der Lommerdschen Häuslichkeit nicht gestört worden. Franz Lenningen konnte ruhig schlafen in seinem fernen Grabe, sein Kind hatte eine Heimat gefunden.

Eva schaute zu Lieselotten hinüber und ein Gefühl des Neides keimte in ihr auf. Wie vertraut sie mit allen ist! Ursula hat sich an sie geschmiegt und streichelt zärtlich ihre Hand, während sie, Eva, sich keiner solchen Liebesbeweise von seiten des Mädchens rühmen konnte. Harald Ingersheim plaudert mit Lieselotten, er neckt sie und freut sich über ihre schlagfertigen Antworten und Hans Jürgen sieht dem lächelnd zu.

Eva ärgert sich und hat nur ein ungeduldiges Achselzucken für Hans Joachim, der daraufhin seinen Versuch, sie besser zu stimmen, aufgibt. Lautlos schreitet er die teppichbelegten Stufen hinab in den ersten Stock, wo sein Kabinett liegt. Er will allein sein. Während er drunten den Korridor, wo ebenfalls Läufer seine Schritte dämpften, entlang schritt, verglich er unwillkürlich Evas deprimierte Miene mit Lieselottens sonnigem Gesichtchen.

\* \* \*

Die Tür, welche vom Korridor aus in das Kabinett führte, war nur angelehnt; als Hans Joachim sie aufstieß, bot sich ihm ein seltsamer Anblick. Mit Blißesschnelle durchzuckte ihn die Erinnerung, daß er vorhin, als er ein paar Geschäftspapiere dem Schubfach seines Schreibtisches entnommen, in welchem er wichtige Dokumente aufzubewahren pflegte, die Schlüssel hatte stecken lassen.

Als er die Tür öffnete, glitt aus dem offenen Fenster, neben welchem sich sein Schreibtisch befand, eine schattenreiche Gestalt herein und auf die Person zu, welche sich über das herausgezogene Schubfach gebeugt hatte. Ein Ausschrei

aus einer Frauenthale erscholl — dann entstand ein Ringen zwischen Janina, Evas Jose, und dem geschmeidigen Badmah, der die Handgelenke des Mädchens wie mit eisernen Griffen umspannt hatte.

„Laß mich los,“ zischte Janina, „ich bin keine Diebin!“

Da machte Hans Joachim dem Auftritt ein Ende.

„Was geht hier vor?“ rief er gebieterisch.

Badmah hielt noch immer sein Opfer fest: „Herr, sie wühlte in deinen Schubfächern.“ Badmah pflegte seine Herrschaft zu duzen. Lenningen hatte ihm gestattet, die zutrauliche Anrede beizubehalten, welche die Kalmücken gebrauchen.

„Ich wollte nicht stehlen, bei meiner Schutzpatronin schwöre ich's,“ schluchzte Janina.

„Aber spionieren,“ sagte Hans Joachim streng.

„Ich kam hierher, um das Kaffeebrett abzuholen; meine Hände und meine Taschen sind leer. Mein Schürzenband blieb am Schlüsselbund hängen und —“

„Entschuldigen Sie sich nicht unnütz. Die Tatsache spricht für Ihr Vergehen. Sie sind auf der Stelle entlassen. Packen Sie schleunigst Ihre Sachen.“

Mit einem Blick überzeugte sich Hans Joachim davon, daß die Pakete und Brieffschaften zwar ein wenig in Unordnung geraten waren, was ihre Lage anbetraf, daß aber keines zu fehlen schien.

Badmah hatte sich leise entfernt, wie ein treuer Hund, der seine Pflicht getan, Janina stand noch schluchzend da, den Tüpfel ihrer weißen Laßschürze gegen die Augen gepreßt.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen, was stehen Sie noch da,“ herrschte Hans Joachim sie an.

Da schlich sie sich hinaus mit der Miene einer gekränkten Unschuld, um hinter der Thür ihrer Herrin, die Hans Joachim gefolgt war, zu stürzen. Erschrocken blickte Eva auf die heftig Weinende hinab.

„Was ist Ihnen geschehen, Janina?“ fragte sie, auf das höchste betroffen.

„Der Herr — hat — mich — fortgejagt,“ stieß die Person fast schreiend hervor.

„Aber mein Gott —“

Weiter kam Eva nicht, denn ihr Gatte umfaßte sie sanft und führte sie in sein Zimmer.

„Gehen Sie endlich und bereiten Sie der gnädigen Frau keine Szenen. In einer Stunde verlassen Sie Höhenort,“ rief

er Janina zu, die noch immer auf den Knien lag und in abgerissenen Worten ihre Unschuld beteuerte. Die exaltierte Art der Jose widerte ihn an.

„Was ist vorgefallen?“ fragte Eva fassungslos vor Erstaunen.

„Bitte, rege dich nicht auf, Kind. Vergib, wenn ich eine Person, an deren Dienste du dich gewöhnt, aus unserm Haus entferne, Badmah ertappte sie, als sie im Begriff stand, den Inhalt meines Schreibtisches zu durchsuchen.“

„Hast du einen Beweis dafür?“

Eva fragte es in beinahe feindseligem Ton. Sie war ihrem Gatten nachgegangen, weil sie es sofort bereui, unfreundlich gegen ihn gewesen zu sein, sie hatte ihm ihr Unrecht abbitten wollen mit einem Kuß, einem liebevollen Blick, nun berührte sie es unangenehm, daß durch Lieselottens Bedienten diese fatale Sache entstanden. Sie war in ihrer Nervosität kritiklos, nahm ungerechterweise Janinas Partei und beschuldigte Badmah, in Dinge eingegriffen zu haben, die ihn nichts angingen.

Da riß zum ersten Male Hans Joachims Geduld seiner Frau gegenüber.

„Ich bin bisher allzu nachsichtig gewesen, Eva,“ sagte er, und eine Zornesfalte stand zwischen seinen Brauen. Aber alles hat seine Grenzen und deine kindischen Launen verdienen eine ernste Zurechtweisung. Janina verläßt Hohenort, es ist mein Wille — und es bleibt dabei. Ich gehe, die nötigen Schritte zu ihrer schleunigen Abfertigung zu veranlassen.“ Damit verließ Hans Joachim ernstlich erzürnt das Zimmer.

In halber Betäubung blieb Eva zurück. So hatte sie ihren Gatten nie gesehen. In ihrer unseligen Gereiztheit hatte sie den Bogen zu straff gespannt.

Das Ohnmachtsgefühl, mit welchem sie schon seit dem Vormittag gekämpft, kam mit erneuter Stärke über sie — das Kopfweh, das sie gepeinigt, steigerte sich bis ins Unerträgliche. Es war mehr noch Hans Joachims Ton, als seine Worte, welche sie getroffen.

Der Schreck, den sie vorhin, als Janina ihr so unvermittelt zu Füßen gestürzt war, empfunden, machte sich nun auch bei ihr geltend. Ihre Knie begannen zu zittern. Kalter Schweiß, ein Zeichen von Körperschwäche, trat auf ihre Stirn. Sie schleppte sich ein paar Schritte vorwärts, dabei stieß

ihr Fuß an einen Gegenstand, der auf dem Teppich vor dem Schreibtisch lag — es war ein dünnes Päckchen in einem Briefumschlag.

„Eva Landen,“ las die junge Frau wie durch einen Nebelschleier, der ihre Blicke verdunkelte — nachdem sie sich mechanisch mit Anstrengung nach dem Päckchen gebückt und dasselbe nun in der Hand hielt.

Instinktiv schob sie es in die Tasche ihres Kleides, dann fühlte sie, wie ihre Glieder kraftlos wurden, es jurrte vor ihren Ohren — vergeblich griff sie, einen Halt suchend, in die leere Luft — die Sinne schwanden ihr und lautlos sank sie schwer zu Boden.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel

Es war als ein Wunder zu betrachten, daß Evas Ohnmacht und die Krankheit, welche derselben folgte, keine sehr ernste Wendung nach sich zog.

Die Krisis, welche der Arzt zuerst befürchtete, blieb zum Glück aus. Das Ganze äußerte sich als eine starke Nervenaffektion.

Als Eva zum erstenmal wieder zu klarem Bewußtsein gelangte, jah sie ihren Gatten und dessen Stiefmutter in ängstlicher Sorge um sie bemüht.

Sie machte doch den Versuch, ihre Hände zu bewegen, um Hans Joachims Rechte zu ergreifen.

„Vergib,“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Still — still, du darfst nicht sprechen — der Arzt hat es verboten,“ sagte Hans Joachim sanft, beugte sich über die Kranke und küßte sie auf die Stirn.

In Commerdshoff und Hohenort rüstete man zur Besichtigung der landwirtschaftlichen Ausstellung, welche in der Kreisstadt immer wieder nach einem Zeitraum von drei Jahren stattfand.

Es ging mit der inneren Wirtschaft besser, seit ein vorzüglicher Koch und eine tüchtige Mamsell da waren. Eva hatte fürs erste darauf verzichtet, an Stelle Janinas eine neue Kammerzofe zu engagieren; allmählich war ihr verschiedenes über die früher so Bevorzugte eingefallen — be-

sonders, seit ihre Kusine ihr mitgeteilt, daß Janina sich nach Sadubrovina begeben und sich dort bitter über das ihr in Hohenort zugefügte Unrecht beklagt habe. „Das arme Mädchen tat Ignaz und mir so leid,“ hieß es im Brief, „und da machte mir mein guter Mann den Vorschlag, die geschickte Person zu engagieren. Ich habe mir den Luxus einer Kammerzofe bisher nicht gestatten können, wir müssen ja sparen — aber da Ignaz sich so großmütig zeigte, nahm ich sein Anerbieten mit Dank an. Gewiß ist Janina bei Euch das Opfer einer Dienstbotenintrige gewesen. Du wirst ihre Geschicklichkeit sicherlich vermissen, meine teure Eva, besonders jetzt, wo uns Janina eine deplorabile Schilderung deiner Gesundheit entworfen.“

Eva entjann sich verschiedener Einzelheiten in bezug auf Janina, welche sie früher nicht beachtet, und wie Schuppen fiel es ihr von den Augen.

Sie zweifelte jetzt nicht daran, daß Janina im Solde Swarstns gestanden, daß letzterer durch genaue Rapporte der Zofe über alle Vorkommnisse in Lommerdshoff, welche ihre, Evas, Person betrafen, auf dem Laufenden gewesen. Pan Swarstn hatte jedenfalls auch nach ihrer, Evas Heirat sich Bericht erstatten lassen. An irgendwelche Diebsgelüste Janinas glaubte Eva nicht. Die intrigante Person hatte, als sie das Schlüsselbund am Schloß des Schubfachs hängen gesehen, einfach der Versuchung nicht widerstehen können, ein wenig in fremdem Eigentum nachzuspüren. Da hatte es der Zufall gefügt, daß sie dabei ertappt wurde.

Jetzt, bei ruhiger Überlegung, grollte Eva diesem Zufall nicht, er hatte sie von einer ungetreuen Dienerin befreit und ihr Gelegenheit geboten, in Krankheitsstunden, wo die matten Glieder den Dienst versagten, die Denkkraft doch ungeschwächt war, Einkehr in sich selber zu halten und sich zu sagen, daß sie nur alle Ursache habe, Gott zu danken, und daß die schweren Stunden, welche sie sich und Hans Joachim bereitete, nur müßigen Übertreibungen entsprangen.

So auch ihre instinktive Abneigung gegen Lieselotte. Es war ja gar keine Veranlassung dazu vorhanden. Wenn Lieselotte Hans Joachim sympathisch war, so teilte er hierin nur die Auffassung aller derjenigen, die mit dem jungen Mädchen in Berührung kamen. Grund zur Eifersucht hatte er Eva niemals gegeben.

Der Augusthimmel blaute wolkenlos, als sich das bunte Treiben auf dem Ausstellungsplatz entfaltete.

Die ganze Umgebung der Kreisstadt gab sich ein Rendezvous. Fast alle Güter waren vertreten durch ihre Besitzer und meist auch durch Ausstellungsobjekte.

Lernal hatte Saatgetreide ausgestellt, und Frau von Enselst rümpfte die Nase über alles, was neben den Lernal'schen Produkten in Frage kam.

„Dort kommt Lieselotte,“ sagte Mary Enselst, „wie hübsch sie aussieht, die weiße Toilette steht ihr gut,“ fügte sie neidlos hinzu.

Die Lernal'schen Töchter waren, zu ihrem eigenen Besten, nicht nach der Mutter geartet, sondern hatten viel von dem gufmütigen Wesen ihres Vaters geerbt.

Lieselotte, deren Arm Frau von Ingersheim ergriffen hatte, bahnte der alten Dame einen Weg durchs Gedränge. Frau von Ingersheim wollte für ihre Schwiegertochter einige kunstvoll ausgeführte Korbschnitzereien erstehen und Lieselotte sollte ihr bei der Auswahl behilflich sein.

An Haralds Mutter war die Zeit spurlos vorbeigestrichen, ihr feines vornehmes Gesicht sah, trotz seiner vielen Fältchen, noch immer rosig aus in der Umrahmung des schneeweißen Haares, die „Eliteschwiegermutter“ nannte man sie in ihrem Bekanntenkreise, und sie ließ sich diesen Beinamen mit einem gewissen Stolz gefallen.

„Da schlängelt sich ja auch Hans Joachim an Lieselotte heran,“ bemerkte Frau von Enselst giftig. „Sieh nur, Serena, wie sie auf ihn einredet. Uns hat sie natürlich noch nicht begrüßt. Sie fühlt sich ordentlich als Hans Jürgens Pflögetochter. Leochen, mein Goldkind, hast du Leibschmerzen von der Limonade — ja, es war recht unvorsichtig von mir, dir zu gestatten, das Zeug zu trinken. Es war nicht einmal billig. Werde nur nicht krank, mein Herzchen, du hast vorhin auch viel zu viel Apfelsuchen gegessen, mein Liebling!“

Leochen schnitt eine Grimasse. Frazenschneiden war eine Hauptbeschäftigung dieses hoffnungsvollen Stammhalters der Linie Enselst-Lernal. „Wenn Mama doch nicht so gefährlich wäre mit dem Bengel,“ flüsterte Mary ihrer ältesten Schwester zu. Diese hatte nur ein resigniertes Achselzucken als Antwort. Gegen Leos Verzogenheit waren alle einsichsvollen Familienmitglieder machtlos.

Frau von Enselst ärgerte sich, daß sich so ziemlich niemand

beeilte, sie und ihre Töchter zu begrüßen. Lieselotte war der Sündenbock, an dem sie ihre üble Laune ausließ.

„Es ist unverantwortlich, wie sie mit dem Hohenortischen kokettiert. Dessen Frau ist zu leidend, um den Erödel hier mitzumachen, ahnt natürlich nicht, daß ihr Gatte in Lieselottens Netze verstrickt wird.“

„Aber, Mama, ich finde, daß Lieselotte sich tadellos hält.“ wagte Serena einen schüchternen Widerspruch.

„Kind — wie naiv du bist! Die raffinierteste Koketterie hängt sich oft den Mantel der Tadellosigkeit um. Wenn man Lieselotte meiner Erziehung anvertraut hätte, so dürfte sie sich nicht so als Mittelpunkt fühlen.“

Lieselotte wußte natürlich nicht, daß sie wieder einmal ihrer Tante Veranlassung gegeben, sich zu ärgern. Sie war froh und festlich gestimmt, und sah in der Tat heute besonders hübsch aus, ihr weißes Kostüm hatte einen kleidsamen Schnitt und der große, weiße Hut, mit bauschigem Tüll garniert, beschattete effektiv ihr reizendes brünettes Gesicht.

Hans Joachim war eigentlich nicht gern zur Eröffnung der Ausstellung gekommen; Evas Zustand flößte ihm Sorge ein. Der Arzt schüttelte bedenklich sein Haupt, wenn er die Herzschwäche der jungen Frau erwog, und hatte seine Schlüsse auch Hans Joachim nicht verhehlt.

Aber heute war es Eva gewesen, welche darauf bestanden, daß Hans Joachim die Ausstellung nicht versäumen solle. Sie hatte sich ernstlich vorgenommen, ihren Gatten nicht mehr ausschließlich für sich in Beschlag nehmen zu wollen, und führte diesen Entschluß, der ihrem Charakter alle Ehre machte, auch mit aner kennenswerter Energie durch.

Hans Joachim hatte in zärtlicher Sorge der blassen, hilflosen Frau gedacht — er tat dies zwar jetzt, nachdem der Rausch der kurzen Leidenschaft bei ihm vorüber — mit den Gefühlen des ritterlichen Beschützers, der er ihr von Anfang der Zeit gewesen, in der sein idealer Sinn ihr Schicksal mit dem seinen verstrickte.

In Lieselottens Gegenwart jedoch ging ein geheimnisvolles Wehen von Seele zu Seele.

Es war am Abend. Der Ball hatte begonnen, Hans Joachim stand sinnend an der Tür des Saales und sah Lieselotten nach. Da legte sich Hans Jürgens Arm schwer auf seine Schulter.

„Ich habe anspannen lassen — und Mama benachrichtigt — es ist ein Bote aus Hohenort da.“

„Eva?“ entfuhr es Hans Joachim.

„Ja. Sie ist erkrankt. Der Inspektor schickte den Stallknecht mit Eurem schnellsten Traber. Der Arzt ist bereits verständigt. Nur nicht gleich schwarz sehen, Hans Joachim, Ruhe, Fassung!“

Hans Joachims Gedanken hatten in einem fernen Phantasie reich geweilt, nun nahmen sie wieder ihren Flug zur Erde, zur Wirklichkeit.

Nach zehn Minuten stand die Hohenortische Kalesche vor dem Kurhotel, aus welchem die Tanzmusik erscholl, und Hans Joachim half seiner Stiefmutter einsteigen. Hans Jürgen stand ebenfalls neben dem Wagenschlag und redete noch ein paar Worte mit dem Arzt.

Da kam plötzlich Lieselotte auf die Vorfahrt gelaufen, sie hatte sich nicht einmal Zeit genommen, ihren Ballumhang um die bloßen Schultern zu legen.

„Großmama Ingersheim sagte mir, daß Tante Irma aufbricht — ist etwas vorgefallen?“ fragte sie hastig mit großen erschrockenen Augen.

„Ja, mein Kind, in Hohenort steht es nicht gut,“ antwortete Hans Jürgen.

„Gute Nacht, Lieselotte,“ sprach Hans Joachim und ergriff die Rechte des jungen Mädchens. Nun trafen sich beider Augen — und in beider Seelen riß der Vorhang, welcher die schlummernde Wahrheit solange verhüllt, und Hans Joachim wurde sich zu seinem Schrecken bewußt, daß es nicht Eva war, welche er liebte, sondern daß Lieselotte Lenningen sein ganzes Herz gefangen genommen. Und in Lieselotte suchte die jähe Erkenntnis weh empor: „Du liebst den Gatten einer — andern.“ Der heutige Tag, an dem Hans Joachim sich ihr so ausschließlich gewidmet, hatte bei ihr das starke Gefühl für ihn zur Reife gezeitigt.

Nachdem die Kalesche in schärfstem Tempo davongerollt, stand Lieselotte wie eine Nachtwandlerin da, vor ihrem geistigen Auge hatte sich ein Abgrund geöffnet, sie zitterte wie im Fieberfrost.

„Um des Himmels willen, Kind, du erkältest dich ja,“ rief Hans Jürgen besorgt.

Lieselotte ergriff seinen Arm und schmiegte sich an ihn. „Bitte, laß uns nach Hause fahren, Onkel Hans — ich mag

nicht mehr in den Tanzsaal zurück, ich kann die Musik nicht ertragen, bitte, wollen wir schnell aufbrechen.“

„Rege dich nur nicht vor der Zeit auf, Mädchen,“ meinte Hans Jürgen. Aber auch ihm war es lieb, aufzubrechen.

Lieselotte wickelte sich fröstelnd in ihren hellgrauen, weißen Abendmantel und drückte sich in die Ecke des Landauers, als sie und Hans Jürgen Commerdshoff zuvollten. Mademoiselle und Ursula, sowie Kurt und Benno sollten unter Frau von Ingersheims Schutz auch den zweiten Ausstellungstag und die dann stattfindende Preisverteilung mitmachen.

Lieselotte versuchte zu Gott für Eva zu beten. Erhalte sie am Leben — laß sie gesunden, lieber Gott, sei gnädig und barmherzig,“ murmelte sie mit zuckenden Lippen. Hans Jürgen war ebenfalls wortkarg. Er gedachte jener Sommernacht, in der er ein Pferd zu schanden geritten, um an das Sterbelager von Hans Joachims Mutter zu eilen — er hatte eine aufgebahrte Tote gefunden. Wollte Gott, daß Hans Joachim vor dem gleichen Schicksal bewahrt bliebe.

## Dreizundzwanzigstes Kapitel

Eva fühlte sich an dem Morgen, an welchem sie ihren Mann überredete, die Ausstellung nicht zu versäumen, besser denn je. Ihr Herz war voll guter Vorsätze. Wenn sie erst körperlich gesundet, war sie fest entschlossen, ein ganz neues Leben zu beginnen.

All die anderen Frauen leisteten ja viel mehr als sie. Margaret zum Beispiel, deren Hauswesen wie am Schnürchen ging. Sie dagegen hatte sich um nichts in ihrer Wirtschaft gekümmert, weil ihr ganzes Denken und Trachten sich immer nur mit Hans Joachim beschäftigt hatte.

Auch der Ausdruck ihrer Liebe zu ihm sollte ein anderer werden. Das Krankhafte, Nervöse, das ihr fast zur zweiten Natur geworden, mußte eher abstoßend denn fesselnd wirken.

Sie empfand ein gewisses Gefühl des Stolzes, daß sie sich selbst überwunden. Und in dieser gehobenen Stimmung hatte sie den Trieb, irgend etwas vorzunehmen, etwas zu leisten, eine hausfrauliche kleine Pflicht zu erfüllen.

In bezug auf ihr Äußeres, ihre Toilette, war sie pein-

lich korrekt und ordentlich. Janina hatte es allerdings verstanden, die Garderobe ihrer Herrin vortrefflich in Stand zu halten — nun mochte das immerhin etwas ungeschickte Stubenmädchen, welches bis auf weiteres Zofendienste leistete, dabei manches versehen haben.

Eva hatte Lust, in ihren Garderobeschränken selbst ein wenig nach dem Rechten zu sehen. Sie verfügte sich in ihr Ankleidezimmer und begann mit dem Sichten und Ordnen verschiedener Toilettengegenstände. Seit jenem verhängnisvollen Familiensonntag im Mai, an dem sich die unerquidliche Szene mit Janina abgespielt, hatte sie kein Gesellschafts Kleid mehr angelegt. Sie öffnete den Schrank und ihr Blick glitt musternd über die dort hängenden Gewänder. Ganz vorn hing das hellgraue Kostüm, das sie damals, während ihrer heftigen Erkrankung getragen — und plötzlich erinnert sie sich, daß sie, in tiefer Ohnmacht zu Boden gesunken, etwas in die Tasche dieses Kleides versenkt — ein Kuvert, welches als Aufschrift ihren Namen getragen. Oder hatte sie das kleine Erlebnis geträumt? In einer unwillkürlichen Neugierde suchte sie nach dem Päckchen — richtig, da fühlte sie dasselbe zwischen ihren tastenden Händen durch das dünne Gewebe des Kleiderstoffes.

Gleich darauf las sie noch einmal die in Hans Joachims Handschrift auf das Kuvert verzeichneten Worte: „Eva Landry.“

Es war ihre Adresse. Sie hatte ein Recht darauf, das Kuvert zu öffnen.

Sie entnahm ihm einige Geschäftspapiere, Geldabrechnungen, bei denen der Name ihres ersten Gatten vorkam und von denen sie, die in solchen Dingen ganz unerfahren, nichts verstand. Dann fiel ihr ein Briefblatt entgegen, sie erkannte die sichtlich in Hast hingeworfenen Schriftzüge Selig Landrys.

Mit stoßendem Atem las sie folgendes:

„Lieber Commerd — wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt, bin ich hoffentlich bereits in einer andern Welt. Es ist ein Gottesurteil, welches ich durch unseren heutigen Ritt heraufbeschwöre — nicht umsonst habe ich ein Terrain vorgeschlagen, welches unter Umständen halbsbrecherisch ist. Ich will nicht mehr leben, Commerd, deshalb besteh' ich darauf, Ihren Favorit zu reiten — ich kenne einen geeigneten Ort, wo ich der Tücke des Tieres keinen Saum anzulegen gedenke. Ich bin es müde, mit widrigen Verhältnissen zu

kämpfen. Man hält mich fälschlich für reich — ich bin ein Bettler — die Summe, welche ich im Hasard an Sie, Commerd, verloren, gab mir den Rest — ich werde meine Ehrenschulden mit meinem Leben bezahlen. Ich bin einmal als grüner Junge in den Händen von Geldjuden gewesen — mit Schauern denke ich daran — nur eine Ebschaft rettete mich damals; ich wäre jetzt sorgenlos, hätte mich nicht die Leidenschaft für das Hasard ruiniert. Ich wandte mich an einen Vetter meiner Frau mit der Bitte um ein Darlehen — heute morgen erhielt ich eine abschlägige Antwort. Mein heutiger Spielverlust Ihnen gegenüber besiegelt außerdem mein Schicksal. Hoffentlich macht es der Favorit gnädig mit mir. Noch eine Bitte zum Schluß, Commerd. Ich kenne Sie als einen großdenkenden Charakter, nehmen Sie sich meiner Frau an. Ewzi ist ein Kind, sie ahnt keine Silbe von meinen derangierten Finanzen, die Eröffnung, daß sie voraussichtlich nichts ihr eigen nennen wird, als ihre paar Seidenfähnchen, dürfte sie hart treffen. Und sie hat niemanden, der ihr beisteht. Seien Sie großmütig, Commerd!

Felix Landry."

Eva hielt sich mit der Linken an der Schranktür — ihr war wieder zu Mute, als müsse sie in der nächsten Minute umsinken. Aber gewaltsam bekämpfte sie diese Anwandlung vor Körperschwäche. Sie mußte ja denken — denken, den Sinn dieses Briefes, den ihr erster Gatte kurz vor seiner Todesstunde geschrieben, voll erfassen. Also Felix Landry hatte durch eigenen Willen geendet, jedenfalls den verhängnisvollen Sturz gewünscht und auch durch eigenes Zutun, durch bewußte Fahrlässigkeit in der Zügelführung veranlaßt.

Langsam schreitet Eva bis zu einem kleinen Diwan, der im anstoßenden Schlafzimmer steht, und läßt sich schwer in die Polster sinken.

Sie mußte denken, ja denken —

Allmählich wird es ganz klar in ihren Kombinationen, die um ein paar Jahre zurückgreifen. Sie erkennt unheimlich deutlich die wahren Motive, welche Hans Joachim zu seiner Handlungsweise ihr gegenüber verleitet.

Er, in seinem feinen, überzarten Empfinden, hatte sich dadurch, daß er der glückliche Gewinner im Hasard gewesen und durch den Umstand, daß durch sein Pferd das Unglück mit Landry geschehen, diesem gegenüber bis über das Grab

hinaus moralisch verpflichtet gefühlt. Diese ideal aufgefaßte Verpflichtung wurde noch bedeutend verschärft durch den Abschiedsbrief, den Landron an ihn gerichtet. Und so hatte er sich denn in ritterlicher Weise, aus überzarter Empfindung der Witwe seines Kameraden angenommen, hatte voll beispielloser Rücksichtnahme auf sie, von dem Wunsche beseelt, für sie sorgen zu können, ihr den wahren traurigen Stand ihrer pekuniären Verhältnisse verschwiegen.

Eva wird förmlich hellsehend, wie sie so dasitz, mit einem verzerrten Ausdruck im blassen Gesicht, die Rechte um den unseligen Brief gekrampft, welcher ihr eine schonungslose Wahrheit enthüllt hat.

Sie weiß es jetzt ganz genau, daß ihn nicht echte Liebe zu ihr geführt. Mitleid — Verkettungen von Situationen — schließlich momentane, leicht begreifliche, aufwallende Leidenschaft hatten ihn dazu gebracht, in einem schwachen Augenblicke, sie, Eva, zur Frau zu begehren.

Sie war blind gewesen, weil sie ihn so maßlos liebte.

Oft hatte sie etwas empfunden an Hans Joachims Seite, dem sie keinen Namen zu geben vermocht. Nun wußte sie, was es gewesen: das dumpfe Bewußtsein, daß er, welcher für sie der Inbegriff alles Liebenswerten war, sie wohl an sein Herz genommen, ihr aber deshalb noch nicht sein Herz geschenkt hatte. Ihr Stolz leidet, aber noch mehr ihr Herz. Eine tiefe, verzweifelte Traurigkeit überkommt die junge Frau, Mitleid mit sich selber und mit Hans Joachim. Es wäre besser für ihn gewesen, wenn sie niemals in sein Leben getreten wäre. Wie würde er erst gegen eine heißgeliebte Frau sein, wenn er der ungeliebten schon so viel Rücksicht und Zartfönn bezeigte. — —

Wie lange Eva so dagegessen, wußte sie nicht. Der Abend nahte und warf tiefe Schatten auf den Rasenplatz und das Blumenparterre vor Evas Fenster, durch welches die schrägen Sonnenstrahlen fielen, in deren Schimmer die Goldarabesken auf der hellblauen Schlafzimmertapete intensiver leuchteten.

Eva achtete nicht darauf, daß Stunde um Stunde verrann; zusammengekauert verharrte sie in dumpfem Vorsichhinbrüten.

Die Stubenmagd war für den Nachmittag beurlaubt. Der Diener klopfte diskret an die Tür, als der Tee serviert war; da kein Herrein ertönte, zog er sich zurück, die gnädige

Frau wünschte augenscheinlich nicht gestört zu sein. Endlich sprach die Mamsell in der Küche die Vermutung aus, daß ihrer Herrin etwas zugestoßen sein müsse. Sie drang in das Schlafzimmer ein, wo es inzwischen fast ganz dunkel geworden war und die kühle Abendluft durch das offene Fenster hereinstrich.

Als Eva sich in respektvoller Besorgnis angedredet hörte, kam sie gleichsam zur Besinnung. Sie nahm sich gewaltsam zusammen und erhob sich.

„Ja, liebe Mamsell, ich komme gleich zum Tee.“

Noch so viel Kraft besaß sie, das Briefpäckchen in ein Schubfach ihrer Kommode einzuschließen. Ihr Gang hatte etwas Schwankendes, Unsicheres gehabt, deshalb war die Mamsell angstvoll ihren Schritten gefolgt.

Nun verließ Eva die mühsam aufrecht erhaltene Selbstbeherrschung.

Sie wandte sich mit einem hilflosen, schmerzverzerrten Ausdruck in ihren schönen, traurigen Augen zu der Mamsell.

„Ich glaube,“ stieß sie gepreßt hervor, während ein schneidender, unerträglicher Schmerz sie durchzuckte, — „ich bin recht krank — bitte sagen Sie, daß man den Arzt herbeiholt.“

Als der blasser Schimmer eines sonnenlosen Morgens nach für Eva qualvoll verbrachten Stunden empordämmerie, tat Hans Joachims Sohn seinen ersten Schrei.

## Vierundzwanzigstes Kapitel

Harald Ingersheim hatte mit Wormser Schweden einen für ihn vorteilhaften Gerstenhandel abgeschlossen und trat nun in den Salon zu seiner Frau, wo die Lampe auf dem runden Diwantiisch bereits brannie. Margaret hatte ihrer Schwiegermutter aus einem Band Novellen vorgelesen, dann hatten beide ihre Besorgnisse, die sie in Betreff Evas hegten, erörtert.

„Es ist schade, daß wir keine telephonische Verbindung mit Höhenort haben,“ bemerkte Margaret, „Hans Joachims Großvater liebte keine Neuerungen — als kurz vor seinem

Tode die Telephonlinie hier in Kraft trat, da schloß er sich nicht dem Verbande an; da keine Vakanz mehr vorhanden war, kann auch Hans Joachim nicht mehr einspringen."

"So müssen wir uns leider nur auf Botennachrichten beschränken. Der letzte Brief deiner Mutter lautete ja günstiger," erwiderte Frau von Ingersheim, "das Fieber ist gefallen."

"Ja, aber die Schwäche ist noch groß. Wie schade, daß ich nicht hinüber kann. Der Kleine soll so reizend sein."

Margaret lehnte sich in ihren Sessel zurück und blickte sich in dem behaglichen Raum um. Die Ausstattung desselben war harmonisch und ein Hauch der Zufriedenheit und des Glückes wehte in dieser jungen Häuslichkeit.

Und nun zu denken, daß auch hier dieses schöne, ungetrübte Zusammenleben ein Ende nehmen könnte durch den jähen Eingriff des erbarmungslosen Todes.

Da trat Harald ein und wie immer gleich auf seine Frau zu, um sie zärtlich auf die Stirn zu küssen.

"Wie geht es dir, mein Herz?"

"Ich habe sehr ernste, traurige Gedanken, Harald. Ich frage mich beständig, wie es mit der armen Eva stehen mag. Sie ist uns allen ja nie recht nahe getreten, trotzdem sie, als sie nach Sommerdshoff kam, sich dort wohl zu fühlen schien, aber ich würde ihren Tod doch sehr, sehr beklagen."

"Es kann noch alles gut werden," tröstete Harald, und seine Mutter stimmte ihm bei. Aber beider Mienen waren sorgenvoll. Sie hatten es Margaret nicht gesagt, daß Hans Jürgen vor ein paar Stunden seinem Schwiegersohn durch ein paar eilig geschriebene Zeilen mitgeteilt, daß er im Begriff stände, mit Lieselotte nach Hohenort zu fahren. Evas Zustand habe sich verschlechtert und sie habe nach ihm, Hans Jürgen, und auch nach Lieselotten verlangt.

Margaret ließ sich von Harald und seiner Mutter hoffnungsfroher stimmen. Eva war noch so jung, ihre Natur konnte siegreich über Krankheit und körperliche Schwäche triumphieren, sagte sich Margaret bei ruhiger Reflexion und war ganz bei der Sache, als ihre Schwiegermutter sie fragte, ob sie bereits über ein Polterabendgeschenk für ihre Freundin Vera Singen nachgedonnen. Guido Herbenstein war nämlich nach Margarets Hochzeit allmählich zu der Einsicht gelangt, daß Komtesse Vera ein ganz reizendes Mädchen sei, und hatte sich im Laufe der nächsten Wintersaison mit ihr verlobt.

Es war am vierzehnten Tage nach der Geburt des kleinen Hans Joachim, — so sollte Evas Sohn getauft werden, das hatte sie selber bestimmt —, als Hans Jürgen und Lieselotte kurz vor Sonnenuntergang in Hohenort eintrafen. Als sie durch den Wirtschaftshof fuhren, berührte es Lieselotte eigen, daß hier alles seinen alltäglichen Gang fortging, gleichgültig dafür, daß ein finsterner Gast hinter der Tür des Herrenhauses stand, bereit, anzuklopfen und Einlaß zu begehren, sobald seine Stunde gekommen. Im Teiche hinter der Brauerei badeten sich die Enten — Gerstenschuder schwankten der offenen Getreideriege entgegen, ein paar Mägde schritten mit blankgeschuerten Milcheimern den Stallungen zu, der Inspektor stand am Wege und zog grüßend seinen weichen Filzhut.

Bei der Meierei ließ Hans Jürgen halten, durch rascheldes Herbstlaub schritten er und Lieselotte dem Herrenhause zu, am Brunnen vorüber, um den gelbgewordenen Rasenplatz herum. Einige hochstämmige Rosenstöcke blühten noch, vom Frost gnädig verschont, auf dem Riesenbeet vor der Dorfahrt. Lautlose Stille herrschte im inneren Hof.

Mit schweigendem Gruß empfing der Bediente die Ankömmlinge. Lieselotte wagte kaum zu atmen, als sie neben ihrem Pflegevater zum zweiten Stockwerk emporstieg. Hier roch es nach Karbol und aus einer Stube ertönte das Weinen eines sehr jungen Kindes.

Lieselotte ging der Stimme nach, trat ohne weiteres in die Kinderstube und kam gerade zurecht, um zu sehen, wie die Amme den Kleinen in ihre Arme nahm, um ihn in den Schlaf zu singen.

Er war ein verwöhnter, kleiner Prinz, der es gar nicht begreifen wollte, daß man von ihm verlangte, daß er in seinem eleganten Korbwagen einschlummern sollte.

Lieselotte hatte Hans Joachim seit dem Ausstellungsball nicht wiedergesehen — sie hatte in den letzten beiden Wochen unendlich seelisch gelitten und tapfer gegen ein Gefühl, das stärker war als ihr Wille, angekämpft. So schnell konnte sie allerdings ihre Ruhe nicht wiederfinden, aber die vielen Siege, die sie über sich errungen, gewährten ihr Befriedigung und stählten ihre seelischen Kräfte. Der Gedanke, daß Eva sterben könnte, war ihr schrecklich, denn um den Preis eines fremden Menschenlebens mochte sie sich ihr Lebensglück nicht erkaufen. Sie hatte längst tiefere Blicke

in Hans Joachims Eheleben getan, denn sie besaß eine scharfe Beobachtungsgabe.

Und sie hatte an Hans Joachims echter Liebe zu seiner Frau gezweifelt, hatte es deutlich gesehen, daß er aus diesem Grunde an Evas Seite nicht glücklich sein konnte. Alle Commerdhoffschens, ebenso wie die Palkoküllschens, waren der Ansicht, daß Hans Joachim sich vorschnell gebunden, allein nur Hans Jürgen und seine Frau verloren darüber Worte und dies auch nur bei Gelegenheiten, wo sie sich allein befanden — denn bei den Commerds urteilte kein Familienmitglied über das andere in Sachen, welche die an und für sich bestehende Tatsache noch mehr aufbauschen konnte.

Bei Lieselotte brach allerdings noch oft ein vorschnelles und hitziges Urteil durch, allein, was sie über Hans Joachims Ehe dachte, darüber äußerte sie niemals eine Silbe.

Nun stand sie vor seinem Sohne und betrachtete ihn so, als sähe sie ein Wunder, welches sich ihr geoffenbart, das winzige, rote Gesichtchen des kleinen Kerls, die geballten Säustchen, welche aus den weißwollenen Jackenärmeln hervorschauten. Das Kindchen hatte sich müde geschrien und blinzelte nun mit den Augen, bevor der Schlaf sich auf die Lider desselben herabsenkte.

„Bitte, lassen Sie mich den Kleinen auf den Arm nehmen,“ bat Lieselotte die Amme, welche mit freundlichem Lächeln ihrem Wunsche willfahrte. Sanft drückte Lieselotte das weiße, kleine Bündel an ihre Brust.

Da erschien Frau Irma in der Tür. Man sah es ihr an, daß sie geweint hatte, obwohl sie sich in ihrer maßvollen Art Mühe gegeben, ihre Fassung zu bewahren.

„Eva verlangt nach ihrem Sohn — komm, Lieselotte, bringe ihr das Kind, sie will auch dich noch sehen — zum“

Frau Irmas Stimme zitterte — „Abschied.“

„Öffnet die Fenster,“ hatte Eva mit ihrem erlöschenden Tonfall gebeten — „ich will die Sonne sehen. Und dann soll Hans Joachim ganz allein bei mir bleiben, ich weiß ja, daß ich bald sterben muß, und ich habe ihm noch so viel zu sagen.“

Hans Joachim war vor Evas Bett in die Knie gesunken.

„Leg' deinen Kopf auf meine Brust — so, und dein Ohr nah an meinen Mund, Hans Joachim, und du sollst es hören — zum letztenmal — und es niemals vergessen, daß ich dich

mehr geliebt, als alles auf der Welt. Unter allen Menschen existierdest nur du allein für mich. Verzeih — mir, daß ich dich gequält, Hans Joachim — ich verstand es ja nicht, dich so glücklich zu machen, wie du es verdienst. Und — ich weiß alles, weiß, wie groß du an mir gehandelt, trotzdem du mich nicht liebtest — still, sage nichts dagegen — nur deine Ritterlichkeit hat gesprochen, nicht dein Herz. — Deine Seele habe ich nie bejessen — und doch danke ich alles, was ich an Glück erfahren — dir, Hans Joachim, ich danke dir für das Gute, das mir von dir gekommen.“

Hans Joachim, der seit seinen Kinderjahren keine Träne vergossen, obgleich seine Natur durchaus weich angelegt war — konnte ein Schluchzen nicht unterdrücken. Mit ihrer matten Hand streichelte Eva zärtlich seine Wange, sein Haar. Nun stöhnte sie leise auf.

„Es wäre viel leichter zu sterben — wenn nur der Abschied von dir nicht wäre, Hans Joachim — aber es ist besser für dich, wenn ich aus deinem Leben scheide. Du sollst ein — besseres — Glück finden —,“ flüsterte sie kaum hörbar. Dann wurde sie unruhig.

„Bringt mir mein Kind! Ich will deinen Sohn sehen, Hans Joachim, und ruft alle herbei, ich will allen danken — ich nahm ja nur und gab so wenig. Nun kann ich nichts mehr nachholen, nichts gutmachen — nur danken kann ich für alle Güte, die mir geworden.“

Blaß, mit toternsten Augen trat Lieselotte an das Sterbelager und legte das schlafende Kind an die Brust seiner Mutter.

Eva schaute Lieselotte mit einem seltsamen, langen Blick an, es lag eine stumme Resignation in diesen fiebernden, erlöschenden Frauenaugen.

Und Lieselotte beugte sich über Evas Hand und küßte dieselbe in leidenschaftlicher Abbitte. Sie kam sich wie eine Verbrecherin vor in diesem Moment. Aber war ihre Liebe zu Hans Joachim Schuld zu nennen? Kein unreiner Wunsch hatte sich in ihr Gefühl für Hans Joachim gedrängt, und doch senkte sich ihr Haupt tief, tief.

Was auch Eva an Launen und kindischem Wesen an sich gehabt, die Spuren ihrer ungleichen Art, alles dies wurde ausgelöscht durch die vierzehn Tage, in denen sie das Martyrium des Weibes, von dem nur der Tod sie erlösen konnte, durchlitten. Das Kapitel „Eva Landry“, welches

Hans Jürgen so manche sorgenvolle Stunde bereitet, nun ging es zu Ende.

Eva Landry war nur eine Episode gewesen im Familienleben der Commerds; sie hatte dem alten Stamm ein neues Reis geschenkt, und so anspruchsvoll sie auch in vielen Dingen gewesen, so schwach sie sich oft gezeigt, als haltloser Charakter, ihr Sterben sühnte alles. Sie ging still, klanglos, den Leidensweg, der zur Ewigkeit führt.

Die sinkende Sonne entflammte am Horizont einen mächtigen Feuerschein. Dorthin wandten sich Evas Blicke — bald würde sie ja in die Geheimnisse der Schöpfung, die hinter den Wolken verborgen, eindringen, sobald die letzten irdischen Schleier vor ihren Augen gefallen. Ihr Atem setzte aus — man hörte nur das regelmäßige wohlige Atemholen des Kindchens, das an der Brust seiner sterbenden Mutter schlummerte.

Zu Häupten des Sterbelagers stand der Arzt.

Er legte seinen Finger warnend an die Lippen, kein Aufschluchzen sollte die Sterbende an ihrem ruhigen Einschlafen verhindern. Da schlug sie ihre Augen in einem großen klaren Blick auf — „Hans Joachim — die Sonne,“ sagte sie vernehmlich, und ein verklärter Ausdruck lag auf ihrem, trotz aller Leidensrunen wunderhübschen Gesicht. Dann schloß sie die Augen zum letztenmal. Der Feuerschein am Horizont erlosch und die herbstliche Landschaft hatte plötzlich ein ödes, kaltes Aussehen.

Der Todesengel schwebte durch das Gemach und nahm eine Seele auf seine Schwingen, um sie emporzutragen zur Sonne, zum Reich Gottes. Man hörte keinen Laut, außer den Atemzügen des Kindes — seine Mutter war tot.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel

Der Flügelschlag der rastlosen Zeit glitt über die Welt dahin, Wunden heilend, Vergessenheit bringend, müde gequälte Herzen aufrichtend und mit neuem Mut belebend.

Evas und Hans Joachims Sohn wuchs in Commerdshoff auf. Das zuerst so schwächliche Kind hatte sich überraschend entwickelt. Der Kleine trug noch Mädchenkleider und lange,

blonde Locken, aber die strammen, nackten Beindchen trampelten nach echter Jungensart und sein höchstes Entzücken war, von Badmah auf den Rücken eines Pferdes gehoben zu werden. Allerdings wählte der Kalmück vorsorglich stets einen Gaul, für dessen sanfte Gemüts- und Gangart er garantieren konnte.

Genau wie sein Vater einst in Hohenort, wuchs das Kind nun ebenfalls bei seinen Großeltern auf. Da Ursula demnächst bereits ins Backfischalter trat, so fand Frau Irma Gelegenheit, Hans Joachims Sohn wie ihr eigenes Baby betrachten zu können. Sie war eine noch sehr jugendliche Großmama — das kleine Mädchen, welches der Storch nach Pallofüll abgeliefert, zählte nur zwei Monate weniger, als sein Vetter Achim, so wurde das Kind genannt, weil die Namensverwirrung zwischen den drei „Häusern“ sonst zu groß geworden wäre. Ja, Liebe besaß das mutterlose Kind in hohem Maße, nicht zum wenigsten war es Lieselotte, welche sich mit dem Kleinen beschäftigte. Badmah bewies, daß er neben seinen verschiedenen Talenten auch das zu einer vorzüglichen Kindermuhme besaß. Hans Joachim war kurze Zeit nach Evas Tode auf Reisen gegangen. Sein Vater hatte ihn zu diesem Entschluß überredet, seine Absicht war es ja bereits früher gewesen, die Welt kennen zu lernen. Nun führte er sie aus. Sein Weg ging über Warschau, und vorher machte er einen kurzen Abstecher in sein früheres Garnisonstädtchen, wo er seinen Freund Sellberg, der seit kurzem mit der hübschen Eugenie Dellmoffsky verheiratet war, besuchte.

Die Freunde freuten sich herzlich ihres Wiedersehens. Viel Altes kam zwischen ihnen zur Sprache, Frohes und Trübes.

Als Sellberg, nachdem er Hans Joachim das Geleit zum Zuge gegeben, vom Bahnhof nach Hause zurückkehrte, sagte er gedankenvoll zu seiner Frau: „Im Grunde war es das Beste, was Eva Landry für Hans Joachim tun konnte, daß sie starb, ehe sie ihm sein Leben total verdorben. Sie paßte nicht zu ihm und seine ganze Art ihr gegenüber war nur von einem höheren Idealismus hervorgerufen. Ich hatte ihn einmal allerdings selbst dazu überredet, der schönen Frau einen Antrag zu machen. Nachher tat mir's leid. Und dann, als ich zur Feier seiner Hochzeit in Estland war, sah ich gleich, wie die Sachen standen. Ich wäre ihm gern ins Wort gefallen,

als er sich anschickte, sein Ja vor dem Altar zu sprechen. Das Schicksal hat hoffentlich noch ein großes, echtes Glück für ihn in Bereitschaft."

Hans Joachim bereiste den Orient, durchquerte Spanien und kehrte über Frankreich in die Heimat zurück. Die neuen Eindrücke, die sich ihm auf der weiten, genußreichen Reise boten, taten das Ihre, um die Erinnerung an Evas Tod, der ihn tief erschütterte, verblässen zu lassen.

Er hatte Eva nicht geliebt, aber er betrauerte sie tief. Allmählich war er ruhiger geworden und hatte angefangen, sich mit der Zukunft zu beschäftigen.

Seine Zukunft, das verhehlte er sich nicht, hieß „Lieselotte“. Aus den Briefen, welche er von seinen Eltern und Geschwistern empfing, klang ihr Name ihm beständig entgegen. Er selbst hatte ihr während seiner Abwesenheit aus Estland, welche zwei Jahre gedauert, kein einziges Mal geschrieben. Noch stand Evas Schatten zwischen ihm und ihr und er wagte es nicht, um ihre Liebe zu werben. Erst mußte die Zeit ihre Heilkraft üben.

Dann war er eines Tages heimgekehrt, Commerdshoff hatte festlichen Fahnen- und Girlandenschmuck angelegt ihm zu Ehren, und sein Sohn war ihm entgegengelauften und hatte ohne Scheu seine Arme um des Vaters Hals geschlungen.

Ein wonniges Heimatsgefühl hatte Hans Joachim durchströmt. Alle waren sie um ihn, seine Lieben, auch die Palküllschen waren zu seinem Empfang erschienen, Großmama Ingersheim, noch ebenso frisch aussehend wie vor zwei Jahren, strahlend vor Stolz über ihr Großkind.

„Es schadet gar nichts, daß es ein Mädchen ist,“ jagte sie oft, als müsse sie sich entschuldigen, daß Palküll noch keinen Erben aufzuweisen hatte.

Und dann küßte Hans Joachim Lieselottens ihm entgegengestreckte Hand. Aber vergebens suchte er ihren Blick. Sie war, so oft sie sich in den folgenden Wochen sahen, immer sehr freundlich gegen ihn, aber sie vermied es geschickt, mit ihm allein zu sein. So blieb das Wort, welches er ihr so gern sagen wollte, immer wieder ungesprochen.

Ende September war er heimgekommen, nun lag der Weihnachtsabend bereits hinter ihm und er erwartete am dritten Feiertag die Seinen zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Hohenort. Da Tauwetter herrschte und die Schlitten-

bahn günstig war, wurde der kleine Achim ebenfalls nach Hohenort mitgenommen.

Hans Joachim sah mit Spannung dem Eintreffen der Seinigen entgegen. Wie es sich traf, fühlte sich Lieselotte von einer leichten Erkältung ergriffen, gerade an dem Tage, an welchem man in Commerdshoff nach Hohenort aufbrach.

Sie beschwichtigte lächelnd alle Besorgnisse, welche ihre Pflegeeltern ihretwegen hegten, und versprach, in der Hoffnung, sich bald wieder ganz wohl zu fühlen, spätestens zum Silvesterabend in Hohenort einzutreffen.

Am Tage vor demselben langte ein Bote aus Hohenort in Commerdshoff an. Frau Irma schrieb, daß Lieselotte allgemein vermißt werde, daß man ihr Kommen mit Ungeduld erwartete und, falls sie, Lieselotte, so gesund sei, um die Fahrt anzutreten, man sie am Silvestertage zeitig, gleich nach Tisch, abholen würde. Sie solle nur ja nicht auf eigene Hand, mit Badmah, die Überfahrt über die Bucht unternehmen. Der Tau hatte überall Aufwasser auf dem Eise hervorgerufen, und nur ein Wegkundiger dürfe es wagen, die Bucht zu passieren.

Lieselotte antwortete ihrer Pflegemutter, daß sie sich am folgenden Nachmittag zur Fahrt bereit halten würde. Sie fühlte sich wieder ganz gesund. Sie hatte es in der letzten Zeit deutlich gemerkt, daß Hans Joachim eine Aussprache mit ihr herbeiführen wollte, aber in einem ungenügend motivierten Gefühl wich sie derselben aus. Es war ja eine Torheit von ihr, noch immer gleichsam eine Schuld der Toten gegenüber zu empfinden. Sie hatte ja damals nichts heißer gewünscht, als daß Eva dem Leben erhalten bliebe.

Aber sie kann den todestraurigen, entsetzungsvollen Blick, den Eva in ihrer Sterbestunde auf sie gerichtet, nicht vergessen, noch ist der Schatten, der sich zwischen sie und Hans Joachim geschoben, nicht gebannt.

Lieselotte hatte ihren kleinen Handkoffer gepackt, dann ihr einsames Mittagmahl eingenommen, und setzte sich nun in Frau Irmas Salon an das hellbrennende Kaminfeuer, um ein wenig zu lesen.

Schon vor Tisch hatte es angefangen, sanft zu schneien, plötzlich erhob sich aber ein heftiger Wind, welcher die Schneeflocken in tollem Tanz vor sich hinjagte. Es wurde

dunkel. Der schwache Tageschein verschwand in den stiebenden Schneemassen.

Lieselotte zog ihre Uhr aus dem Gürtel.

„Schon halb vier — der Hohenortsche Kutscher hätte längst hier sein müssen,“ dachte sie befremdet. „Aber,“ dachte sie sich gleich darauf, „vermutlich hat sich seine Abfahrt aus Hohenort verzögert und nun, bei diesem furchtbaren Schneetreiben ist es überhaupt unmöglich, die Bucht zu passieren.“

Es tat Lieselotte leid, einem ganz einsamen Silvesterabend entgegensehen zu müssen, aber es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Resigniert trat sie an das Fenster und schaute in den wirbelnden Schnee hinaus. Es stürmte so arg, daß man die dem Hause nahestehenden Gebäude, die Inspectorwohnung und eine große Kornkleete nicht unterscheiden konnte. Nun schwieg der Sturm für einen Moment und Lieselottens scharfem Ohr war es, als ob sie Schellengeläute vernehme.

Aber sie mußte sich getäuscht haben, denn kein Schlitten hielt vor dem Portal. Sie erinnerte sich lebhaft, daß ihr Vater ihr einmal von einem Schneesturm erzählt, den er auf der Steppe während einer nächtlichen Fahrt durch dieselbe erlebt. Hart waren er und seine Begleiter damals dem Tode entronnen. Etland war freilich keine Steppe, die sich ausdehnt wie ein uferloses Meer, allein auf der Bucht, bei unsicherem Eise, war es sehr leicht, zu verunglücken, sobald man in einen der Flußarme geriet, welche die freie Fläche durchströmen.

Badmah ist eingetreten und räuspert sich diskret, um sich seiner Herrin bemerkbar zu machen.

„Der Hohenortsche Kutscher ist hier und fragt nach seinem Herrn,“ sagte er ein wenig beklommen.

Lieselotte blickte den Getreuen verständnislos an.

„Nach seinem Herrn?“ wiederholte sie fragend.

„Ja. Der Kutscher sagt, mitten auf der Bucht seien er und sein Herr vom Unwetter überrascht worden. Er sei vorausgefahren und der Herr mit seinem schärffsten Traber hinterdrein. Da haben sie den Weg verloren und der Kutscher sagt, es sei ein Wunder, daß er hier glücklich angekommen, aber unsere Commerdhoffsche „Duschka“, die kennt den Weg hierher und findet ihn im Schlafe, wenn es sein muß. Sie geht mit der Nase dicht am Boden in einem Trabe vorwärts, bis sie die rechte Spur fest hat.“

Lieselotte stand da, die Hände ineinander gekrampft, mit angstvollem, verzweifelnem Blick. Hans Joachim allein im Schneetreiben auf der Bucht, verirrt, der Wut der Naturgewalten preisgegeben! Vielleicht schon eben das Opfer eines der tüchtigen Buchtströme, die sich mit dünnem Eis bedecken, um dann die Last, welche sich ihrem Rücken anvertraut, grausam hinabzuziehen.

Lieselotte war wie versteinert.

„Sie wollen dich holen, Herrin,“ sagte Badmah, „aber ängstige dich nicht um das Leben des Hohenortischen Herrn, heute ist ein Schenktag, ein guter Tag, da haben die guten Geister Macht über die bösen. Selbst Arilola, der Satanas, kann nicht Verderben bringen. Die guten Geister werden den Hohenortischen Herrn beschützen, sie werden es nicht zulassen, daß unserm kleinen Herrn Achim der Vater genommen wird.“

Badmah tröstete wohl, aber er war im stillen voll ernstester Besorgnis, denn er, der gewiegte Pferdekennner, mißtraute dem Rappwallach, den Hans Joachim lenkte.

„Aus solchem Schneetreiben rettet nur ein gutes Pferd,“ dachte er bekümmert.

„Wo ist der Hohenortische Kutscher?“ fragte nun Lieselotte, aus ihrer Erstarrung zu sich kommend.

„Die Mamsell gibt ihm etwas Heißes zu trinken, er war halb erfroren, der Wind weht schneidend, Herrin.“

„Er soll in die Halle kommen, ich will ihn sofort sprechen,“ befahl Lieselotte. Hier mußte gehandelt werden, man mußte Leute aussenden, Hans Joachim Hilfe zu bringen, sagte sie sich energisch.

Aber als sie drunten in der Halle stand und vor ihr der Hohenortische Kutscher mit noch bereistem Bart und halb-erstarren Händen, da sank ihr das Herz, denn der Kutscher erklärte es für ein Ding der Unmöglichkeit, solange das Schneetreiben anhielt, einem verirrtten Gefährt auf der Bucht nachzuspüren.

Es gab weiter nichts für sie, als ein geduldiges Abwarten.

Während sie noch dasteht, das Für und Wider erwägend, sie ist ja selbst bereit, sich unter dem Schutze ihres getreuen Badmah in das Unwetter hinaus zu begeben, um Hans Joachim zu suchen, da — niemals wird sie diesen Augenblick vergessen — wird die unverschlossene Tür zur Halle aufgerissen und herein tritt der Vermißte, der bereits als das Opfer eines Buchtstroms Betrachtete — Hans Joachim.

Wie ein heller Jubelschrei ringt sich sein Name von Lieselottens Lippen. Das Glück, ihn unverfehrt vor sich zu sehen, bereift wie ein Schneemann, aber lächelnd, strahlend, als er ihr unverhohlenen Entzücken über seine Ankunft sieht, überwältigt sie dermaßen, daß ihre Augen voll Tränen stehen.

„Ich wollte Sie selber holen, Lieselotte,“ sagte er, während Badmah ihm beim Ablegen seines Pelzes hilft. „Die Bucht erschien mir zu unsicher, um Ihr Leben der Geschicklichkeit meines Kutschers anzuvertrauen. Da brach das Schneetreiben unerwartet los, mit solch einer rasenden Heftigkeit, daß mein Vorfahrer und ich einander aus dem Gesicht verloren. Ich irrte eine Weile lang umher, bis ich Hundegebell hörte und einen Lichtschein schimmern sah. Es war das Häuschen des Buchtwächters, von wo aus wir damals unsere Fahrt zum Fischestechen unternahmen. Nun war ich orientiert und benutzte vom Strandkrüge aus die Landstraße bis hierher. Und jetzt müssen Sie mich aufnehmen, wie man einem halberstarrten Schiffbrüchigen Obdach gewährt.“

Eine Viertelstunde später saßen sich die beiden am Teetisch gegenüber. Das Toben des Unwetters ließ allmählich nach, aber an eine Fahrt nach Hohenort war heute trotzdem für Lieselotte noch nicht zu denken. Der Kutscher sollte, sobald der Mond aufgegangen, nach Hause gesandt werden, um die beruhigende Nachricht über den Verbleib seines Herrn zu bringen. Auf der allerdings sehr verstürmten Landstraße konnte er in ein paar Stunden zu Hause sein.

Lieselotte sprach, während sie Hans Joachim Tee einschenkte und Butterbrote strich, lebhafter als sonst, um ihre innere Erregung zu verbergen.

„Ich habe mich so sehr um Sie geängstigt, Hans Joachim,“ gestand sie, „aber Badmah meinte gleich, heute sei ein Schenktag, da dürfe die Vorsehung den guten Geistern nichts abschlagen und die bitten allemal um das Leben eines Menschen, das sie bedroht sehen.“

Wieder traten nach der ausgestandenen Seelenqual, welcher nun die Reaktion folgte, Lieselotten die Tränen in die Augen. Um dies zu verbergen, erhob sie sich rasch und trat an das Fenster.

„Ich will mich überzeugen, ob das Wetter sich gebessert,“ murmelte sie und lehnte ihre heiße Stirn gegen das Fensterkreuz. Ein Aufschluchzen erschütterte ihren Körper. Da

faßte eine Hand nach der ihren und eine Stimme sagte dicht neben ihr:

„Heute ist ein Schenktag, Lieselotte. Bekomme ich ein Nein, wenn ich mir etwas erbitte, das ich behalten möchte mein ganzes Leben hindurch? Schenk mir dein Herz, Lieselotte.“

Da wandte sie sich zu ihm und sagte unter Tränen lächelnd: „Es gehört schon längst dir, Hans Joachim.“

Der Himmel zündete seine Kerzen an am Silvesterabend, die hellfunkelnden Sterne. Der Aufruhr in der Natur hatte ausgetobt, langsam glitt der Mond durch weiße leichte Wolken und warf seinen sanften Schein auf den frisch gefallenen Silvester Schnee, dem es eigentlich zu verdanken war, daß Lieselotte und Hans Joachim endlich die erlösenden Worte gefunden.

\* \* \*

Das Commerdsche Familienglück wurde fast sprichwörtlich im Lande, seit auch Hohenort wieder eine Herrin erhielt.

Hans Jürgen verlor jedoch einen treuen Diener, denn Badmah erklärte, sich nicht von seinem „Fräulein Lieselotte“ und dem kleinen „Herrn Achim“ trennen zu können, und siedelte ganz in Hohenortsche Dienste über.

Frau von Enself hat zu ihrem Ärger sich durch nichts an ihrer Nichte rächen können; es gibt auch gute Geister, welche unsichtbar gegen menschliche Bosheit und niedrigen Neid zu Felde ziehen. So sieht Frau von Enself machilos aus der Ferne zu, wie Lieselottens Leben sich zu immer reinerem und schönerem Glück gestaltet an der Seite ihres Hans Joachim.

Der vierte Band der „Eulen-Bücher“ hat den Titel:

**„Um feinetwillen —“**

von Fritz Gahner

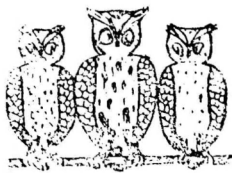
und kann in jeder Buchhandlung bestellt werden

# Wenn Sie dies Buch

---

gelesen haben und sein Inhalt Ihnen gefällt, dann seien Ihnen auch die vorher erschienenen Bände freundlichst empfohlen. Die gute Ausstattung und der billige Preis werden Ihren Entschluß erleichtern, die ersten Bände der „Eulen-Bücher“ sich ebenfalls anzuschaffen.

Die „Eulen-Bücher“ veröffentlichen Erzählungen, die als Beispiele wirken sollen. Der Inhalt der „Eulen-Bücher“ ist, obwohl er auch Abstraktes streifen muß, deshalb so zweifelsfrei, daß die „Eulen-Bücher“ unbedenklich auch jeder Haustochter in die Hand gegeben werden können. Ausdrücklich sei aber darauf aufmerksam gemacht, daß sich in den „Eulen-Büchern“ nichts findet, was parteipolitisch oder konfessionell berühren würde! In dieser ihrer Eigenart sind die „Eulen-Bücher“ in der Tat Literatur für Volksbildung und Geschmack und somit Geschenkwerte für jedes Fest, für jeden Zweck, für jede Gelegenheit und für jede Person. — Sie beziehen die „Eulen-Bücher“ durch jede Buchhandlung; wo sie nicht zufällig auf Lager sind, beschafft sie Ihnen jeder Buchhändler. — In Fällen besonders eiliger Anschaffung können Sie sich auch direkt wenden an den



**Eulen-Verlag in Werdau**

Eulen=Bücher 1. Band:

# Die schöne Glöcknerin

---

Burlesk=humoristischer Original=Roman  
von Alfred Bohnagen.

**In vornehm-künstlerische Einbanddecke hart  
und dauerhaft gebunden; 160 Seiten stark.**

Ein humoristischer Roman ist an sich eine Seltenheit, denn es ist durchaus schwierig, einen Stoff so zu gestalten, daß er nicht lächerlich wirkt. Richtiger Humor liegt deshalb nicht in der Erzählung selbst, sondern in der Handlung, die erzählt wird. Und wenn die Erzählung geschickt aufgebaut wird, dann gestaltet sie sich von selbst so, daß sie zu munterem Beifallslachen reizt. — Der Verfasser des Romans „Die schöne Glöcknerin“ hat die Bedingungen für einen wirklich humoristischen Roman vollkommen erfüllt. In vollkommen ernst gemeinter Behandlung bringt er die Konfliktsstoffe zur Abwicklung und jede Seite macht den Leser dennoch lachen. Außerordentlich viel erfreuliche Bekundungen aus Leserkreisen liegen jetzt vor, mit denen der fesselnde und dabei so recht ernstdrastische humorvolle Inhalt des Romans bewundert wird. Wir können das Buch als gut gelungenen humoristischen Roman empfehlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom  
**Eulen-Verlag in Werdau**

Eulen=Bücher 2. Band:

# Ediths zweite Heirat

---

Ein Jahr erzieherischer Eheroman  
von H. Reichert.

**In vornehm-künstlerische Einbanddecke hart  
und dauerhaft gebunden; 176 Seiten stark.**

Einer Zeitungskritik entnehmen wir über diesen Roman folgende Betrachtungen: „Das Lebensschicksal einer koketten Frau, die aus Gefall- und Vergnügungssucht ihr Lebensglück an der Seite eines angesehenen, liebenden Gatten mit Füßen tritt und von Stufe zu Stufe bis zum Ehebruch sinkt. Der Roman schildert in pathender, aber durchaus dezenter Form, wie die pflicht- und ehrvergeßene Frau auf gleißenden Ballfüßen und in der stillen Weltabgeschiedenheit eines Landgutes ihren beruflich abwesenden Gatten betrügt und wie sie schließlich durch Zufall verraten und schimpflich aus dem Hause gejagt wird. Als Gegenstück lernen wir in dem Romane eine Schwester der eben geschilderten Frau kennen, die durch ihren Edelmut und ihre Tugendhaftigkeit allen jungen Mädchen als leuchtendes Vorbild dienen könnte. Der in geschmackvollem Einbände erschienene Roman . . . usw.“ (folgt Empfehlung.)

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom  
Eulen-Verlag in Werdau**

Zur gest. Beachtung!

# „Hammer und Amboss“

---

Unter diesem Titel erscheint soeben neu im Gulen-Verlage in Werdau eine Reihe von mittelstands-  
politischen Schriften, die in der Beurteilung durch  
die Presse durchweg lobend anerkannt werden. Im  
allgemeinen sind Bücher politischer Art Literatur  
für Männer, die nach der Revolution veränderten  
Verhältnisse und insbesondere die aktive Teil-  
nahme der Frau am öffentlichen Leben machten es  
aber nötig, die Frauen ebenfalls zu orientieren und  
ihnen dazu die Einführung zuteil werden zu lassen,  
die den Männern bald nach beendeter Vehrzeit  
durch ihren Umgang zuteil ward. Und diesen Zweck,  
politische Unterrichtsliteratur für die Frauen zu  
sein, erfüllen die Schriften: „Hammer u. Amboss“.

Bisher sind erschienen:

Band 1: „Handel und Gewerbe“

von Alfred Vohnagen

Band 2: „Wirtschaftspolitik und Mittelstand“

von Syndikus Dr. Liebscher

Band 3: „Was ist Politik?“

**Preis jedes Bandes 3 Mark.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom  
**Gulen-Verlag in Werdau**

Druck von  
Julius Boock in Werdau

